

der Stadt Kassel
Stuttgarter Ausgabe

Deutsche Rundschau

*Herausgegeben
von Rudolf Pechel*

AUS DEM INHALT:

Rudolf Pechel: Solidarität der Herzen
Helmut Lindemann: Grenzen ökumenischer Möglichkeiten / Johann Heinrich Voß: Ein Märlein / Otto Braun: Zum Brüning-Brief / Hermann Muckermann: Wie Heinrich Brüning am 21. Mai 1934 Deutschland verließ ... / Wilhelm Sternfeld: Ein unveröffentlichtes Marx-Engels-Manuskript / Eberhard Pechel: Die Schweiz — einmal anders gesehen / Bis zum „bittern Ende“ des Hans Bernd Gisevius / Edzard Schaper: Der große, offenbare Tag (Erzählung)

71. JAHRGANG

Heft 8

AUGUST 1948

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU · DR. RUDOLF PECHEL
BERLIN · STUTT GART

Deutsche Rundschau

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

71. Jahrgang, Heft 8

August 1948

Inhaltsverzeichnis

RUDOLF PECHEL: Solidarität der Herzen	89
HELMUT LINDEMANN: Grenzen ökumenischer Möglichkeiten	102
JOHANN HEINRICH VOSS, LUISE: Ein Märlein	106
OTTO BRAUN: Zum Brüning-Brief	107
HERMANN MUCKERMANN: Wie Heinrich Brüning am 21. Mai 1934 Deutschland verließ	112
WILHELM STERNFELD: Ein unveröffentlichtes Marx-Engels- Manuskript	118
EBERHARD PECHEL: Die Schweiz — einmal anders gesehen	130
Zum „bittern Ende“ des Hans Bernd Gisevius	135

Rundschau

Una Sancta S. 143 — Für den konfessionellen Frieden S. 145 — Frankreich—Deutschland S. 145 — „Die Mutter von Berlin“ S. 146 — Europa in Zahlen S. 147 — „Heimat für Heimatlose“ S. 148 — Vivant sequentes S. 148 — Tempora muntatur S. 149 — Unerfüllte Sehnsucht S. 150 —

Auslandsstimmen

Das Londoner Abkommen S. 151 — „Unterliegen durch Widerstand“ S. 151 — Die Belagerung Berlins S. 153 — Die Krise Jugoslawiens S. 153 — Optimismus oder Pessimismus? S. 153 — Amerikanische Weltrevolution? S. 154 — Amerikanische Hoffnungen und Befürchtungen S. 155 — Demokratie nicht die Staatsform des Selbstmordes S. 155 — Das Vorspiel des Prager Staatsstreiches S. 156 — Der Unfug der Zwangswirtschaft S. 157 — Das Fiasko der UN S. 157 — Die russische Taktik S. 158
EDZARD SCHAPER: Der große, offenbare Tag, Erzählung, III 159
Film-Rundschau 171

Literarische Rundschau

Kampf und Leiden S. 175 — Geschichte S. 178 — Vom Sinn der Ehe S. 179 — Von der Pflicht gegen die Sprache S. 179 — Lyrik der Welt S. 180

Solidarität der Herzen

Das ist unmöglich, also werden wir es tun!

Fritjof Nansen

Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

Goethe, Faust II. Teil

Nach einem großen Erfolg drohen gewöhnlich die gefährlichsten Chancen des Untergangs.

Alexis de Tocqueville

Angesichts der gegenwärtigen Situation erscheint der Glaube fast als Vermessenheit und Torheit, durch die Kraft großer Ideen eine Rettung der Menschheit vor einer neuen Katastrophe bewirken zu können.

Es gibt die Vereinigten Nationen, es gibt einen Weltsicherheitsrat. Die Bemühungen um einen dauerhaften Frieden haben es nicht verhindert, daß im Heiligen Lande das Blutvergießen nach einer kurzen Waffenruhe weiterging und Jerusalem durch Granaten und Bomben von Zerstörung bedroht wurde, trotz dem opfervollen Einsatz einer so noblen Persönlichkeit wie der des Grafen Bernadotte. In China tobt der Bürgerkrieg wie in Griechenland. In dem freigewordenen Indien ist keine Ruhe eingekehrt, so wenig wie in Korea und Indonesien. In Frankreich und Italien, ja selbst in Großbritannien lebt das Streikfieber wieder auf und hindert eine gedeihliche wirtschaftliche Entwicklung. Die Weltunruhe steigt. Selbst die Natur scheint krank zu sein in diesem Sommer unseres Mißvergnügens mit seinen ständigen Wetterstürzen. Die ganze Welt steht unter unheilvollen Sternen.

*

Der Gegensatz der beiden großen Weltmächte hat sich in den letzten Wochen so verschärft, daß es nur noch die beiden Möglichkeiten zu geben scheint: entweder eine totale Verständigung — oder eine Gewaltlösung. Und schon wieder melden sich die sattsam bekannten Katastrophenpolitiker zum Wort, welche die zweite Eventualität einem „Schrecken ohne Ende“ vorziehen, anstatt sich mit den Millionen von Menschen zu vereinigen, die nur den einen Wunsch kennen: Frieden.

Berlin ist zum Brennpunkt der Gegensätze geworden, die nahezu in allen Ecken der Welt aufeinanderstoßen. Nicht weil es letztlich um den Besitz Berlins geht, sondern weil diese Stadt, wie seinerzeit Danzig, zum Schicksalsort geworden ist, an dem die Kräfte aufeinandertreffen, welche die Welt beherrschen. Dieser „kalte Krieg“, der auf dem Rücken der Berliner Bevölkerung ausgetragen wird, hat Formen angenommen, die von dem Nürnberger Gerichtshof — und nicht nur von ihm — als Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt worden sind.

Man mag die Russen lieben oder nicht — ihre Anwesenheit in Deutschland ist eine Tatsache wie die der anderen Alliierten, mit der wir uns abzufinden haben. Wir Deutsche müssen versuchen, die russische Mentalität zu verstehen,

denn für uns kann es keinen dauerhaften Frieden geben ohne ein erträgliches Zusammenleben mit allen unsern Nachbarn und allen Besatzungsmächten.

Aber das Verstehenwollen wird durch die getroffenen Maßnahmen bis zur Unmöglichkeit erschwert. Wir sind immer noch nicht zur Kritik ermächtigt, aber auch nicht von der Pflicht zu Feststellungen entbunden. Noch sind die Schatten nicht beschworen, welche die Gefühle des deutschen Volkes gegenüber den Russen bestimmen: die Gewalttaten gegen die deutschen Frauen, die Tätigkeit der NKWD, die neuen Konzentrationslager, die Zurückhaltung der Kriegsgefangenen und ihre und der Verhafteten völlige Abschnürung von ihren Angehörigen. Und wiederum werden die Schwachen Opfer der russischen Politik. Durch eine Hungerblockade gegen die Bewohner der westlichen Sektoren Berlins sollen die Westmächte zum Abzug ihrer Truppen aus Berlin gezwungen werden, auch wenn Kinder und Kranke dabei zugrunde gehen. Zweieinhalb Millionen Berliner werden der notwendigsten Hilfsmittel zur Aufrechterhaltung des geordneten Lebens einer großen Stadt beraubt. Dringende Operationen werden unmöglich gemacht, weil die Mittel zur Narkose fehlen und der elektrische Strom aussetzt, so daß Operationen unterbrochen oder verschoben werden müssen, bei denen es oft zur Rettung eines Lebens auf eine halbe Stunde ankommt.

Hier liegen die Grenzen auch für den aufrichtigsten Willen zum Verständnis. Denn man kann sich schwer ein Ziel vorstellen, das eine Politik rechtfertigen würde, die eine geschlossene Front der gesitteten Welt gegen die Träger solcher Politik schafft und einen kaum überwindlichen Haß erzeugt. Man ist auch immer wieder betroffen, wenn man in dem Verkehr der Sowjetbehörden mit den andern Mächten auf Formen stößt, die als ungewöhnlich zu bezeichnen sind, dem Rang einer Weltmacht nicht als angemessen erscheinen und den tatsächlichen Verhältnissen nicht Rechnung tragen, und wenn dieselben Behörden der von ihr abhängigen Presse eine Tonart und einen Jargon gestatten, der auch den bescheidensten Ansprüchen an Erzogenheit und Bildung nicht entspricht. In diesen primitiven Methoden zeigt sich ebenso wie in der falschen Spekulation auf das kurze Gedächtnis und in der Unterschätzung des Urteilsvermögens des deutschen Volkes eine schwer begreifbare Unkenntnis der Psychologie und eine falsche Einschätzung der Geduld der andern Völker. Das ist ein Spiel mit dem Feuer. Soll erneut der Satz bestätigt werden, daß jeder Gewaltherrschaft der Weg zur Katastrophe von Anfang an gewiß ist und daß sie das Leben der von ihr Beherrschten dem Tode weiht?

*

Die Begründung für das Vorgehen gegen die Berliner in den Westsektoren ist mehr als fadenscheinig: sie hätten ebenso wie Westdeutschland für den Westen optiert. Deshalb werden sie als Feinde behandelt, gegen die jedes Mittel recht ist. Man sollte doch endlich begreifen, daß es für uns in Deutschland nur eine einzige Form der Option gibt: weder für den Westen noch für den Osten, sondern allein für Deutschland und damit für Europa. Wir weigern uns, für irgendeine der die Welt beherrschenden Machtgruppen als Söldner anzutreten und unsere Jugend und unser ganzes Volk erneut in irgend-

ein kriegerisches Unternehmen verwickeln zu lassen. Wir haben ein für allemal genug von dem Blutvergießen und der sinnlosen Aufopferung menschlichen Lebens und von unersetzlichen Kulturgütern. Ein Krieg bringt niemals eine wirkliche Lösung. Bei gutem Willen auf beiden Seiten ist eine anständige Kompromißlösung, die beiden Seiten gerecht wird, möglich.

Die Bankrotteure der Politik, die in einer Verblendung, wie wir sie schon einmal erlebten, die Spannungen bis zur Unerträglichkeit verschärfen, stärken die Überzeugung, daß die Politik selber vor dem Bankrott steht. Am Ende einer solchen Politik, die den Interessen des eigenen Landes wahrlich nicht dient, steht der Krieg. Kann dagegen noch ein Appell an das Weltgewissen helfen?

*

Am Rande sei vermerkt, daß man durch diese Methoden auch das schwache Pflänzchen Demokratie erneut gefährdet, ehe es in Deutschland feste Wurzeln fassen kann. Die Bedrohungen der Demokratie sind auch ohnedies ernst genug.

Davon handelt der Schweizer Hans Zbinden, dem wir Deutschen für seine unermüdliche Arbeit zur Lösung der Menschheitskrise zu tiefem Dank verpflichtet sind, in seinem neuen Buch „Gefahren der modernen Demokratie“*). Da heißt es: „Unter den vielgestaltigen Gefahren, die die Demokratie überschatten, gibt es eine, die sie mit vielen anderen Idealen teilt: daß von ihr umsomehr geredet wird, je weniger man sie verwirklicht. Über sie brauchen wir hier nicht zu sprechen, so wenig wie über den Mißbrauch, dem sich der Begriff Demokratie heute — wie so viele andere — ausgesetzt sieht; sie ist als Gefahr offenkundig und allen bewußt. Sie kann aber für diejenigen, die an Demokratie als an eine der bestmöglichen Staatsformen glauben oder, bescheidener gesagt, in ihr das geringste Übel unter den denkbaren Möglichkeiten sehen, nur ein Grund mehr sein, um so aufrichtiger jenen Gefahren nachzugehen, die verborgener, aber um so tückischer und unheilvoller die Volksherrschaft von heute bedrohen.“

Im Gegensatz zu der Diktatur, einer der bequemsten, primitivsten und phantasielosesten Herrschaftsformen, gehört die Demokratie zu den schwierigsten und anspruchvollsten Regierungssystemen. Auf dem Weg zur freiheitlichen Ordnung lauert stets die Versuchung, „daß Freiheit in Willkür, lebendige Ordnung in tötenden Zwang ableitet, daß die Verantwortung des Einzelnen im Versagen und Flucht der Elite ende und die Führerschaft der Berufenen im Namen der Mehrheit (was zugleich bedeuten sollte im Namen der Vernunft),

*) Frankfurt a. M., Verlag G. Schulte-Bulmke. Ein bloßes Referat kann der Bedeutung dieses außerordentlichen Buches nicht gerecht werden. Darum werden wir im Einverständnis mit Verfasser und Verlag einige Abschnitte zum Abdruck bringen. Mit stärkstem Nachdruck weisen wir auch auf das Buch „Von der inneren Freiheit“ dieses echten Humanisten hin (Zürich, Artemis-Verlag, 2. Auflage), in dem er eine Reihe von Rundfunkvorträgen für den Druck bearbeitet, zusammengefaßt und in seiner meisterhaften Klarheit und dem ihm eigenen vornehmen Stil die inneren Voraussetzungen der erneut bedrohten Freiheit untersucht, die Diesseitsideologien ablehnt und auf die ewigen Gesetze hinweist, die tiefer gründen als in unserem Vergänglichen allein.

unter dem Diktat des Pöbels in die Anmaßung der Hefe, in den Wahn einiger Gewalthaber entarte. »Jede Demokratie kann von einer Diktatur befallen werden, so wie jeder Mensch an einer Blinddarmentzündung erkranken kann«, warnt Bernanos. Aber von dieser ständigen Möglichkeit akuter Anfälle abgesehen, befindet sich die moderne Demokratie seit geraumer Zeit in einer Krise wesenhafterer Art. Diese ist gekennzeichnet durch Bedrohungen, die sie vom Kern her anzugreifen begonnen haben, bei gleichzeitiger beschleunigter Abnahme ihrer Kraft, anscheinend sogar ihres Willens, diesen Angriffen zu begegnen.

Die totalitären Diktaturen hätten sich wohl kaum zu so verheerender Macht aufschwingen können, hätte nicht eigene Schwäche die Demokratien, ihre »Eliten« wie die »Massen« verhindert, rechtzeitig den nahenden Feind zu wittern und sich zu einem Zeitpunkt zur Abwehr zu sammeln, als dessen Vernichtung noch ein leichtes gewesen wäre. Dabei traf diese Bedrohung sie wahrlich nicht unvorbereitet. Politische Denker und Geschichtsforscher hatten die Gefahr seit langem erkannt und vor ihr gewarnt. Wären allein die Erkenntnisse, die Benjamin Constant, Alexis de Tocqueville und Jacob Burckhardt im letzten Jahrhundert so eindringlich ausgesprochen haben, nicht nur gelesen, sondern auch beherzigt worden, so hätten sich der Blick für die Gefahr und der Wille zur Abwehr wohl kaum so lange verwirren lassen, weder durch einen verfehlten doktrinären Begriff von Toleranz und Friedensliebe, noch durch die Illusion man könne sich auch mit Diktaturen »verständigen« (eine Illusion, von der sich so manche Politiker und Historiker unserer Zeit täuschen ließen); als ob es eine ehrliche und dauernde Verständigung überhaupt da geben könnte, wo schon die elementarsten Voraussetzungen alles Verstehens und Vertrauens fehlen, nämlich die Anerkennung verbindlicher und gemeinsamer Spielregeln und die Achtung vor den einfachsten ungeschriebenen Gesetzen von Treu und Glauben.

Erneut scheint sich hier zu erweisen, wie bescheiden der Einfluß geschichtlicher Erkenntnis auf das werdende Geschehen, auf das Handeln der Gegenwart anzuschlagen ist. Die Gewaltherrschaft mußten wir erst am eigenen Leib und Gut zu spüren bekommen, ehe sich uns der Begriff der »terribles simplificateurs« mit Inhalt erfüllte und unser Verhalten bestimmte. Da fiel es uns wie Schuppen von den Augen, und auf einmal begriffen wir die Warner, deren Wort in ihrer Zeit unverstanden verhallte. Aber selbst die unmittelbaren und schmerzvollsten Erfahrungsgewinne schienen für viele noch nicht auszureichen. Kaum hatten wir die faschistischen Diktaturen hinter uns, wurden wir Zeuge, wie die Illusion, es gebe zwischen dem Geist der Gewalt und dem Geist der Freiheit eine Brücke, das politische Denken und Hoffen ungezählter Menschen erneut verwirrte. Sie suchten sich selber und andern einzureden, Gewaltherrschaft sei je nach dem Zusatz von Ideologiefarbe keine Gewaltherrschaft, und Terror werde von einem bestimmten Längengrad an zum Paradies der Freiheit."

Der tiefere Grund für die unheilvolle Entwicklung liegt nach Zbinden darin, daß der abendländische Mensch seit langem schon in einer sich auflösenden Welt lebte, ohne sich davon Rechenschaft abzulegen. „Dieser Abendländer war, lange bevor sich seine Städte in Schutt verwandelten und Millionen von

ihren Heimstätten vertrieben wurden, ein Heimatloser, ein Flüchtling, ein Mensch, der in der Fremde, im »Elend« lebt. Er hatte sich innerlich der wahren Freiheit bereits entledigt, ehe sie ihm äußerlich geraubt werden konnte. Ihn hielt schon längst kein Glaube und darum auch keine Würde mehr aufrecht, bevor das Grauen des Exils, die Schändung des Menschentums und die Auflösung aller Bindungen dies allen offenbar machte. Längst schon war er auf der Flucht: Auf der Flucht vor sich selbst, vor dem Nächsten, vor Gott; vor der eigenen Leere flüchtend in den Pseudogeist, in das Ästhetische, in das Fach, in den Kulturbetrieb, in die Technik und in die Wirtschaft. Alle machte er sie zu seinen Götzen, die ihm seinen leergewordenen Himmel wieder bevölkern sollten.

Nur weil diese geistige Heimatlosigkeit über Millionen hereingebrochen war, konnte die erbarmungslose Vertreibung ganzer Geschlechter von ihrem angestammten Boden sich ereignen; nur weil die inneren Fundamente im Leben unserer Väter und Vorväter bereits mürbe und brüchig geworden, mußten wir es erleben, wie dieser Zusammenbruch nun auch im Zertrümmern der Wohnstätten letzte grause Wirklichkeit wurde. So erscheint das zerfetzte Antlitz europäischer Städte als Abdruck einer Verwüstung, die seit Jahrzehnten das geistige Antlitz der modernen Welt immer mehr entstellte."

Es ist eine Binsenwahrheit, daß der Mensch ohne ausreichende physische Sicherung nicht auf die Dauer leben kann. Aber darüber darf nicht vergessen werden, daß diese Sicherung nicht einzig von materiellen Bedingungen abhängig ist.

„Besinnung auf die Erfordernisse geistigen Aufbaus tut daher heute nicht weniger not als die Arbeit für materielle Rekonstruktion. Sie duldet ebenso wenig Aufschub wie diese. Nicht erst morgen, nachdem die materielle Not gebannt ist, sondern heute noch, mitten in den Ruinen, muß sie getan werden. Es wäre ein verhängnisvoller Fehler, wenn die Demokratien und ihre führenden Geister, durch die größten und sichtbarsten Nöte der Stunde bedrängt, in materialistischer Vereinfachung betangen jene Grundlagen zu sichern versäumten, die erst der wirtschaftlichen und politischen Reorganisation Festigkeit und Dauer verleihen können ...

Jede Demokratie steht und fällt - darin stimmen die meisten ihrer Beurteiler überein - mit ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit, die Auslese der Besten zu sichern. Die Minderheit, nicht die Mehrheit entscheidet. Im Guten wie im Bösen wird das Schicksal jedes Volkes bestimmt durch die wenigen. Dies ist oft erkannt und ausgesprochen worden. Heute aber, in einer Zeit, die vom Numerischen, Quantitativen wie hypnotisiert nur noch auf das Fluten der Massen starrt, kann an diese Tatsache nicht nachdrücklich genug erinnert werden ...

Davon, ob und wie eine Auslese der Besten erstrebt und in einem gewissen Maße verwirklicht wird, hängt die Gesundheit der Demokratie ab; nur dann vermag sie die Entartungskeime in Schach zu halten, die ihren Organismus periodisch bedrohen ...

Statt einer sorgsam, durch Tradition, Weitblick und Kühnheit gleichermaßen gefenkten Findung der Berufensten die sich in einem natürlichen Wachstum ergäbe, nimmt eine »Auslese« ganz anderer Art und Richtung die Oberhand: eine Bevorzugung des seelisch und geistig Simplen. Es vollzieht sich eine »Anpassung nach unten«. Und sie beherrscht durchaus nicht nur die sogenannten »Massen«, sondern — wie schon Ortega hervorhebt: — ebenso diejenigen, die sich als die geistig tragende Schicht betrachten. Damit wird aber die Auslese gerade da korrumpiert, wo ihr die strengsten und zuverlässigsten Hüter erwachsen sollten ...

Kulturverluste kündigen sich wie mahnende Zeichen zuerst im Niedergang der Vorbilder an, in der Auflösung der leitenden Menschenbilder. Deren Entthronung und Entgeistung, ihre Angleichung an eine immer dürftigere und beschränktere, einseitiger Vorstellung der Person, als einzelner und als Glied der Gemeinschaft, ist eine der großen Revolutionen der modernen Welt. Langsam sinken die Rangstufen geistiger Werte in sich zusammen, bis sie schließlich zu ihrem eigenen Widerpart werden. Der Engel wird Luzifer.“

*

Auf weitere die Demokratie bedrohende Gefahren weist Arthur Koestler in „Life Magazine“*) hin. Er setzt sich mit den Zweiflern an der Demokratie auf der Linken in USA, Defaitisten des demokratischen Gedankens, in unübertrefflichen Formulierungen auseinander und widerlegt ihre Denkfehler — nützlich zu lesen auch für Deutsche, die aus Parteidisziplin sich von der Pflicht zu klarem Denken entbunden glauben. Er beginnt mit dem Trugschluß der Verwehlung von links und östlich.

„Es ist Zeit, sich einzuhämmern, daß Moskau nicht links, sondern östlich liegt. Die Sowjetunion ist kein sozialistisches Land, und die Kominformpolitik ist keine sozialistische Politik. 1939 bis 1941 zum Beispiel bekämpften die französischen Sozialisten die Nazis auf den Schlachtfeldern und in der Untergrundbewegung, während die Kommunisten in Frankreich und hier gemeinsam mit den Deutschen gegen uns arbeiteten.“

Man präge sich also ein: »Östlich ist östlich, und links ist links«, und sollte sich das Paar manchmal dennoch decken, so ist dies rein zufälliger Natur. Der tragische Verfall der sozialdemokratischen Bewegungen in Frankreich, Italien und dem übrigen Europa ist in erster und vorderster Linie durch die Unfähigkeit hervorgerufen worden, den Stalinismus als eine Bewegung zu entlarven, die den Sozialismus diskreditierte. Die Folge davon ist, daß Reaktionen die Sozialisten mit den Kommunisten identifizieren, während ein Teil der Arbeiterklassen durch Inflation und Nachkriegsnot verbittert, in der sozialistischen Demokratie eine Zwischenstation auf dem Weg zu einer revolutionären Einstellung erblickten.“

Koestler wendet sich weiter gegen den „Trugschluß der falschen Gleichung“, daß mit Fehlern behaftete Demokratien ebenso verwerflich seien wie totalitäre Staaten.

*) Zitiert nach „Neue Schweizer Rundschau“, Heft 1, Mai 1948.

„Vergleichen Sie aber einmal die schlechteste Behandlung, wie sie rassischen Minderheiten hier zuteil wird, mit der Sowjetbehandlung der Minderheiten in der Krimrepublik, der tschechischen Republik, der wolgadeutschen Republik, deren gesamte Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, in die Arktis deportiert wurden, weil sie — wie es im offiziellen Sowjetcommuniqué über die Krim heißt — »sich während des Krieges als inzuverlässig erwiesen hatten«. Selbst die Säuglinge in ihren Wieger waren unverlässlich und mußten nach Sibirien. In Chicago sah ich streikende Menschen und konnte auch mit ihnen sympathisieren. In Rußland wird Streik oder Annäherung zum Streik als Hochverrat angesehen und mit der Höchststrafe geahndet. Bei amerikanischen Wahlen mag die politische Maschinerie den Willen des Volkes verzerren. Bei russischen Wahlen stimmen 99½ Prozent für die offizielle Liste — das restliche halbe Prozent liegt vermutlich mit Grippe zu Bett. So setzt also der Trugschluß der falschen Gleichung eine unvollkommene Demokratie einem ausschließlich totalitären Regime gleich; seine Philosophie schrumpft zum einfachen Axiom zusammen, es bestehe zwischen Masern und Aussatz keine Wahl!“

Auch den „sentimentalen Trugschluß“ zerpflückt Koestler:

„Jahrelang waren wir im antifaschistischen Kampf mit den Kommunisten alliiert, und heute, da wir uns trennen müsse, bleiben einige Wurzeln vergangener Treue und sentimentalen Konservatismus in uns zurück, die sehr schwer zu beseitigen sind. Unsere Brüder von gestern teilen diese Gefühlsduselei selbstverständlich nicht. Bei der geringfügigsten Meinungsverschiedenheit brandmarken sie uns als Faschisten, Spione und Verräter. Diese Gefühlsbindungen sind einseitig, und es ist eine entscheidend wichtige Erkenntnis, daß sie, völlig irrationaler und konservativer Natur sind.“

Der „Trugschluß der gerechten Sache“ kann gleichfalls vor Koestlers Kritik nicht bestehen:

„Nur völlig reine Hände haben das Recht, sich zum Schutz und zur Rettung dessen auszustrecken, was von Europa noch verbleibt. Nur eine absolut gerechte Sache ist des Kampfes und Einsatzes wert. Und das Suchen nach dieser gerechten Sache wird zum Vorwand für Tatenlosigkeit und Zuhausebleiben im heimatlosen, radikalen Niemandsland.“

Die Geschichte kennt keine gerechten Sachen, keine Situation, wo Weiß gegen Schwarz kämpft. Der östliche Totalitätsanspruch ist schwarz, sein Sieg wäre gleichbedeutend mit dem Ende unserer Zivilisation. Die amerikanische Demokratie ist nicht weiß, sie ist grau. Für eine gerechte Sache zu leben, ja selbst für sie zu sterben, ist ein Luxus, der nur wenigen vergönnt ist. 1942 und 1943 veröffentlichte ich einen Artikel, der mit den Worten begann: »In diesem Kriege bekämpfen wir eine totale Lüge im Namen einer Halbwahrheit.« Die totale Lüge war Hitlers neues Reich. Die Halbwahrheit war unsere Demokratie. Heute befinden wir uns in ähnlicher Notlage und ähnlicher Krisis. Einmal mehr bleibt uns bloß die Wahl zwischen grauem Dämmerlicht und totaler Finsternis. Man frage aber die Flüchtlinge denen unter Lebensgefahr die Flucht durch den eisernen Vorhang in unsere graue Demokratie geglückt ist, ob diese Alternative nicht des Kampfes wert sei. Sie wissen es.“

Endlich macht Koestler auch dem "Trugschluß der Verwechslung weit- und kurzgesteckter Ziele" den Garaus:

„Unter langgesteckten Zielen verstehe ich den jahrhundertealten Kampf um Reform, soziale Gerechtigkeit und bessere Regierungsform. Unter kurzgesteckten Zielen verstehe ich die Notwendigkeit der Bekämpfung einer unmittelbaren Gefahr. Hier droht eine Verwechslung zwiefacher Natur. Unser linksradikaler Spießher mag sich so lange weigern, gegen die nah bevorstehende Gefahr zu kämpfen, bis er, in etwa hundert Jahren vielleicht, mit seiner Aufgabe, in diesem Lande eine vollkommene Regierung zu schaffen, zu Rande gekommen ist. Die entgegengesetzte Gefahr besteht darin, von der unmittelbaren Bedrohung dermaßen besessen zu sein, daß alle Prinzipien der weitgesteckten Ziele über Bord geworfen werden. Besonders ehemalige Kommunisten und enttäuschte Radikale schweben in dieser Gefahr, ins andere Extrem zu fallen. Wir müssen uns unbedingt klarmachen, daß in unserem Kampfe zwei scharf getrennte Ebenen von Bedeutung sind. Die Verteidigung unseres Systems gegenüber einer Todesgefahr schließt keineswegs eine Billigung aller Einzelheiten dieses Systems in sich und fordert auch nicht den Verzicht auf die weitgesteckten Ziele. Umgekehrt befreit uns unsere Kritik an den Mängeln dieses Systems nicht von der Verpflichtung, dieses trotz seines dunkeln Graus gegen die vollständige Korruption des Humanitätsideals zu verteidigen.“

*

Wie können die Gefahren für die Demokratie beschworen werden? Zbinden gibt eine gültige Antwort:

„Und so ist denn dies der Weg und die Aufgabe: Was mit Sokrates und Plato und mit den Evangelien ins Abendland trat, was von Augustinus bis Dante den abendländischen Glauben gestaltet, entfaltet, in Pascal und Galilei aufglüht zur Leidenschaft der Wahrheit, in Spinoza sich läutert zu schrankenloser Geistigkeit, was in Goethe edle Vermenschlichung, in Hölderlin Verklärung und in Pestalozzi ergriffenes Aposteltum wird, um in der kristallinen Welt von Stiftern Witiko seine vorläufig letzte kompromißlose Vollendung zu erfahren, das muß wieder Wirklichkeit werden — als ein in uns Wirkendes, tragende Kraft allen Daseins und wahren Ergriffenseins.

Nicht um den Kampf für diese oder jene Philosophie, Theorie oder Konfession geht es also. Es geht um etwas viel Einfacheres, sozusagen Naives, Elementarstes, um die Neubefestigung der Gesetze menschlicher Betimmung, die Urbilder des Menschentums als den Gestaltern geordneten und durchgeistigten Lebens.

Es ist nicht Programm, sondern Sein, nicht Forderung, sondern Haltung; nicht humanitäre und kulturelle Geschäftigkeit, sondern ständig ausstrahlendes warmes Menschentum, das seine Aufgabe überall erkennt und sie im Kleinen wie im Großen in ruhiger Tätigkeit erfüllt.

So sammeln sich alle Bedrohungen der modernen Demokratie in dieser einen großen Gefahr: der Entwurzelung des Menschenbildes, seiner Auflösung in ein amoralisches Massenideal und der Zerstörung der Personen und ihres Bundes mit dem Ewigen, aus dem sie kommt.

Würde die völlige Vernichtung dieses Bildes einmal Wirklichkeit, dann freilich wäre das Abendland am Ende. Europas Städte mögen zerschlagen, seine Menschen zermürbt, seine Wirtschaft in Not sein, so lange es dem Glauben an die Bestimmung des Menschen und an die Hoheit des Geistes treu bleibt, gewillt, dieses Gut gegen jeden Feind zu verteidigen, so lange ist es nicht besiegt. Noch immer hat in der Geschichte zu allen Zeiten, dem Schein zum Trotz, das Gereifere und Beseeltere den letzten Sieg davongetragen; selbst untergehend bannte es durch seine Geistesgewalt den roheren Gegner, schenkte seinem Überwinder Keim und Kraft zur Überwindung seiner eigenen Barbarei...

Woher die rettenden Kräfte erhoffen, da alles ermattet, verworren, ausgeweglos erscheint? Wird Hilfe kommen vom Osten oder von der westlichen Welt, wird sie kommen aus den sich organisierenden Kirchen oder aus weltumspannenden Völkerorganisationen, müssen wir das Wesentliche erwarten von den Frauen, von der Jugend, werden neue Eliten oder das Proletariat die Rettung bringen? Keine dieser Gruppen kann als solche Trägerin der Gesundheit sein. Denn immer sind es die Wenigen, die Besten, die in jedem Volk, in jeder Kirche und Partei, in jedem Stand und Alter die unsichtbare Front der Wandlung bilden. Sie geht quer durch alle Grenzen, verbindet über Raum und Zeit hinweg die heimlichen Träger des Kommenden. Heute noch zögernd, ihrer Aufgabe nur ahnend bewußt, fern den Märkten internationaler Tagungen und Kongresse, reift in ihnen abseits von Phrase und Schlagwort das lebendige Wort. Verbunden durch gemeinsame Erfahrung, gemeinsame Erkenntnis und durch die gleiche Erwartung, rüsten sie sich, über die sprachlichen, konfessionellen und ständischen Grenzen hinweg zum gemeinsamen Kampf gegen die Hauptfeinde des Geistes, gegen die Gefahren, deren Schatten wir hief zu zeichnen versuchten.

Wann rief eine Zeit gewaltiger auf, ohne Furcht und ohne Verzweiflung in die Zukunft zu schreiten? Bestimmen doch niemals die äußeren Gewalten allein das menschliche Geschehen. In der Hand des Geistes liegt das Letzte, wo immer er irdischer Künder des Ewigen ist. Seine Kraft und Klarheit, seine Demut und Güte entscheidet wie immer, so auch heute, über den Fortgang unserer Kultur. Unser aber ist die Bereitschaft, die leise Stimme der Mahner und Rufer zu vernehmen und ihr zu folgen, eingedenk des Wortes, das einer der Edelsten unter ihnen, als Mahnung und Weisung, schon in den »Schatten von Morgen« stehend, Jan Huizinga, ausgesprochen hat: »Für den Begriff Kultur ist erst Platz, wenn das Ideal, das die gerichtete Haltung bestimmt, umfassender und höher ist als die Interessen der Gemeinschaft selbst, die sie trägt. Kultur muß metaphysisch gerichtet sein oder sie wird nicht sein.«

*

Wir sind wieder zum zentralen Problem geführt und müssen unser altes Evangelium wieder und wieder bringen. Die Wendung zum Guten und zur Rettung kann durch die Politik allein nicht bewirkt werden. Die vereinten Anstrengungen müssen darauf gerichtet werden, den Menschen zu ändern und ihn frei zu machen von den Fehlern, die immer wieder zum Unfrieden

und in den Krieg führen: der Lüge der Selbstsucht, dem Haß. Er muß wieder lernen, die Kräfte des Guten zu üben. Dann würde es nicht mehr möglich sein, daß aller Erfindergeist alle Energie und alle zur Verfügung stehenden Mittel rückhaltlos zur Zerstörung eingesetzt würden, wie es im Kriege geschah, sondern es brauchte niemand in der Welt mehr zu hungern, und „Fortschritt“ würde nicht mehr bedeuten, durch die Technik nie dagewesene Verwüstungen anzurichten.

Es ist zu billig für eine Antwort, solches Streben als wirklichkeitsfremden Idealismus abzutun. Der wahre, zukunftsfruchtige Realismus ist gerade dadurch gekennzeichnet, das anzupacken und für möglich zu halten, was dem phantasielosen „Wirklichkeitsmenschen“ undurchführbar erscheint.

Über der verhängnisvollen Bedrohung der Menschheit, der Gefährdung des Friedens, der Heraufbeschwörung neuer Blutvergießens und der tiefen Depression über das Mittelmaß der Politiker in aller Welt vergißt man gar zu leicht die überwältigenden Erfolge, die begnadete Einzelmenschen und selbstlos ganz dem Dienste der Menschheit geweihte Bestrebungen gezeitigt haben. Der Boden ist aufgelockert, die Sehnsucht von Millionen in aller Welt verlangt die grundlegende Wandlung. Die Lehre, die der Totalitarismus der Menschheit seit 1933, im Kriege und in den drei Jahren nach dem Kriege erteilt hat, ist so überzeugend, daß es neuer Beispiele nicht bedarf.

Wir sind sicher, daß bei einer echten Volksbefragung aller Völker die überwältigende Mehrheit sich gegen den Krieg entscheiden würde. Man kann sich vorstellen, daß eine gewaltige Volksbewegung auftritt, getragen von den Kräften des Guten, die alle Staatsmänner und Regierungen hinwegfegen würde, die den Krieg noch weiter als ein mögliches Mittel zum Austrag von Gegensätzen ansehen. Was wir brauchen ist eine ganz nüchterne selbstkritische Betrachtungsweise um den schmalen Weg zwischen den Abgründen des Pessimismus und den Nebeln des Optimismus zu einer freiheitlichen Ordnung zu finden und den Glauben an ihre Möglichkeit zu bewahren.

Das sind wahrlich keine blassen Theorien, wie sie früher einmal der Simplizissimus in seiner genialen Zeit so treffend glossierte. Er brachte ein Bild, auf dem Japans Volk mit Bannern und Plakaten einen großen Umzug veranstaltete. Auf den Plakaten stand: „Nie wieder Erdbeben!“

Wir brauchen nur die Erinnerung an Florence Nightingale, die Organisatorin der englischen Krankenpflege und eine Wohltäterin der ganzen Menschheit, an Henri Dunant, den Schöpfer des Roten Kreuzes, an Albert Schweizers selbstlosen Dienst der Liebe, an Gandhi, um nur wenige Namen zu nennen, zu beschwören, um zu beweisen, daß durch den Idealismus einzelner Menschen eine Wandlung der Menschheit möglich ist.

Es gibt eine Fülle von Beispielen, wie durch eine Solidarität der Herzen für unmöglich Gehaltenes und als Utopie Verlachtes durchgesetzt werden kann und wie machtvolle Bewegungen von einem einzigen Menschen mit brennendem Herzen entfacht worden sind. Wir denken an das Internationale Rote

Kreuz, die Liebestätigkeit der Kirchen und der Quäker, die Bewegung von „Moral Re-Armament“ und viele andere mehr.

Zu den Beweisen der Hilfsbereitschaft gehört auch für uns Berliner die Versorgung der Berliner Bevölkerung mit Lebensmitteln und notwendigen anderen Gütern durch die Luft. Es bildet sich wieder eine neue Gemeinschaft, und wir fühlen uns nicht mehr allein und werden nicht vergessen, daß hier englische und amerikanische Flieger in opfervoller Arbeit sich bemühen, uns zu helfen, die vor noch nicht langer Zeit mit der gleichen fliegerischen Kunst über Berlin Tod und Verderben brachten.

*

Ein schlagendes Beispiel ist die Entstehung und die Arbeit des Internationalen Roten Kreuzes. Über den tiefsten und letzten Sinn und die moralische Bedeutung des Roten Kreuzes hat Jean G. Lossier ein bedeutendes und warmherziges Buch veröffentlicht: „Solidarität“*).

Die erste und schwerste Aufgabe für den hochherzigen Begründer des Roten Kreuzes Henri Dunant war der Versuch, den Krieg in das Rechtssystem einzugliedern. Im Tiefsten aufgeführt durch die Leiden der Verwundeten in der Schlacht von Solferino, begann Dunant sein Werk als ein Einsamer. Heute sind der die Welt umspannenden Organisation des Roten Kreuzes, teils unter den Symbolen: der „Rote Halbmond“, der „Rote Löwe“ und die „Rote Sonne“, nahezu alle Völker der Erde angeschlossen. Ein Fernbleiben von diesen Bestrebungen kennzeichnet die Gesinnung der Staaten, die sich dieser Gemeinsamkeit versagen. Die Gründung und die Entwicklung des Roten Kreuzes sind ein überzeugender Beweis dafür, daß durch die Solidarität der Schwachen der Wille der Starken gebrochen werden kann und daß man aus der Solidarität der Gewohnheit und der Not zu einer Solidarität der Tat gelangen kann — wenn man nämlich auf die Stimme des Gewissens hört, die für alle Menschen eine Wiederherstellung der Menschenwürde verlangt. Durch eine solche Solidarität kann die Erlösung aus dem trostlosen Massendasein, das von dem Monstrum des Kollektivismus bewirkt wird, erreicht und das Gleichgewicht zwischen Individuum und Gesamtheit wiederhergestellt werden. Man übersieht bei pessimistischer Beurteilung solcher Bestrebungen zu leicht den überreichen Schatz an Liebeshandlungen, die schon entscheidend zur Linderung der Not der Menschheit beigetragen haben, und die Tatsache, daß man bei Menschen aller Völker auf eine Gleichheit des Empfindens stößt in den Fragen des Friedens auf Erden, bestätigt die Durchführbarkeit des Strebens.

*

Wer es einmal erlebt hat, daß ein Leidender ein neues Antlitz bekommt, nur weil er die Gewißheit erfährt, daß ihm aus uneigennütziger Liebe geholfen werden soll, der wird niemals vergessen, welche innere Befreiung und welchen Kraftzuwachs auch nur das Echo eines einzigen Herzens bedeutet. Es bedarf nur des Entschlusses, aus dem Herzen zu leben, und selbst die schwersten Fragen bleiben nicht mehr unlösbar. Freilich darf man sich nicht damit begnügen für sich den Entschluß gefaßt zu haben, sondern man muß zu-

*) Bern, Herbert-Lang-&Cie.-Verlag.

mindesten den gleichen Aktivismus entwickeln wie die Kräfte, die in der Solidarität des Bösen sich zusammengeschlossen haben.

Entscheidend bleibt dabei, sich von Klischeebegriffen zu lösen. Auf internationalen Tagungen sollen sich nicht „der Franzose“, „der Deutsche“, „der Engländer“, „der Nordamerikaner“, „der Schweizer“ und so fort begegnen, sondern die Menschen aus den verschiedenen Ländern. Zbinden sagt über die Schablonisierung:

„So wird auf diese Weise das Denken in nationalen Schablonen ungewollt verstärkt, der Einfluß des gleichmacherischen Kollektiveistes gesteigert, zugleich werden die Antriebe vermindert, die für das Verstehen zwischen Mensch und Mensch grundlegend sind, nämlich der Sinn für das Persönliche, Einmalige das sich allem andern auch dem Nationalen überordnet, und das erst der Beziehung zwischen den Menschen, wie auch den nationalen Merkmalen das Wertvollste zu geben vermag.“

Nur so kann der Völkerhaß überwunden werden, weil dann die Sehnsucht nach einer wirklichkeitsnahen und gläubigen Menschlichkeit zu Worte kommt, in der zugleich auch die Entscheidung über die Zukunft der Freiheit beschlossen liegt. Sonst bleibt es bei dem jämmerlichen Zustand, daß die Menschheit bei der Fülle der Greuel sich wohl über sich selber entsetzt, aber nicht vom Hassen frei wird.

Das Häuflein der Menschen, die nach der grundlegenden Änderung streben, ist geneigt, sich im Lärm der Welt und dem Wahnsinn der politischen Wirren einsam und verloren zu fühlen. Das ist irrig. Diese Menschen haben viele Gefährten in allen Völkern, unter ihnen die edelsten Geister.

Friedrich Siegmund-Schultze ist ein Helfer im Streit und bietet in seinem Buch „Die Überwindung des Hasses“*) wirksamste Unterstützung. Für das hohe Ethos des Buches zeugt der Schluß:

„Es gab und gibt nur ein Reich, das dem Reich des Hasses ein Ende bereiten kann. So pomphaft jenes Tausendjährige Reich sein Bestehen ankündigte, so schlicht und unbemerkt vollzieht sich an diesem und jenem Ort die Gründung des andern Reiches. Da rüsten sich in England schon während des Krieges einige hundert Mitglieder des Internationalen Versöhnungsbundes für einen Hilfsdienst, den sie nach dem Kriege im feindlichen Lande tun wollen. Da stellen sich in den Vereinigten Staaten einige Dutzend Kriegsdienstverweigerer für lebensgefährliche Hungerexperimente zur Verfügung, um dadurch die rechte Behandlung der Hungerkrankheiten in feindlichen Ländern nach dem Kriege vorzubereiten. Da geht ein junger norwegischer Pfarrer, der zu Beginn der deutschen Besetzung des Landes in ein Konzentrationslager gesteckt und vier Jahre dort festgehalten worden ist, unmittelbar nach Beendigung der Feindseligkeiten nach Deutschland, um in einem Interniertenlager gefangener Gestapisten Hilfsdienst zu tun. Da macht sich eine schwedische Gruppe von Versöhnungsfreunden auf, um in Polen kranke Kinder zu betreuen und auf diese Weise einen stellvertretenden Dienst für die Deutschen zu tun, die noch nicht in Polen für solche freiwilligen Reparationen zugelassen werden. Nennt lieber ihre Namen nicht! Bildet euch

*) In der von ihm herausgegebenen Schriftenreihe „Wiederaufbau und Erziehung“, Zürich, Europa-Verlag.

nichts darauf ein, ihr Mitglieder des Versöhnungsbundes oder ihr andern Narren Christi! Stellt nur mit der Tat und in der Wirklichkeit jenem Reich des Hasses, das noch immer herrscht eine auf Liebe gegründete Gemeinschaft entgegen! Je weniger ihr das Reich auf äußere Mittel gründet, je deutlicher ihr es macht, daß es sich um die Herrschaft Gottes handelt, desto strahlender wird darüber die Verheißung stehen, daß euer Glaube der Sieg ist, der die Welt überwindet.“

*

Es ist eine verständliche Maßnahme, daß leitende Staatsmänner sich zu Konferenzen an landschaftlich besonders schönen Orten zusammenfinden, wie sie die Riviera und die Schweiz, wie sie Frankreich, England und Amerika bieten. Gewiß wird durch die friedliche Umgebung eine Lockerung mancher politischer Verkrampfungen erreicht. Wir aber möchten einen Vorschlag wiederholen, der uns seinerzeit einen wütenden Protest des Propagandaministeriums eingetragen hat: daß nämlich Konferenzen von allen Staatsmännern, in deren Hand die Entscheidung über Krieg und Frieden liegt, nicht an Orten des Friedens stattfinden sollten, sondern an den Orten wo Hunderttausende von Grabkreuzen gefallener Soldaten vereinigt sind, wie damals bei Verdun. Heute ist die Auswahl solcher Orte durch den zweiten Weltkrieg noch reichhaltiger geworden. Wenn Menschenstimmen nicht ausreichen um der Vernunft und der Humanität zu ihrem Rechte zu verhelfen — nun, dann mögen die Kreuze sprechen!

*

Für uns Deutsche, die wir jetzt vor der Aufgabe stehen, Deutschlands staatliche Ordnung neu zu gestalten, dürfte nicht nur der Gesichtspunkt maßgebend sein, dem neuen Deutschland eine Verfassung zu geben, wie sie für jeden Staat vorbildlich sein sollte, der ein nützliches Glied der Vereinigten Staaten von Europa werden will. Nein, wir sollten versuchen in dieser Verfassung die Grundsätze festzulegen, auf denen die großen Bewegungen der Liebestätigkeit gegenüber dem Nächsten basieren, wie es vorbildlich im Internationalen Roten Kreuz geschehen ist. Unsere Jugend, die doch bald Träger des deutschen Schicksals werden wird, sollte durch die Erziehung diese Gedanken in ihr künftiges Handeln schon als Bewußtseinsbestandteil mitbringen und den festen Glauben, daß der Wille zum Guten siegen wird.

Jean G. Lossier schließt sein Buch mit den hoffnungsvollen Worten:

„Und wenn man einwendet, daß eine Idee wie die der menschlichen Solidarität nicht oder nicht mehr jene Kraft besitze die erhebt und belebt, so antworte man darauf mit dem tiefen Wort des amerikanischen Philosophen Emerson: »Die einzige Sünde liegt in der Beschränkung.« Das Gute wird sehr oft in Wirklichkeit nur wegen seiner übergroßen Bescheidenheit vom Bösen besiegt.“

Die geringste, sogar vereinzelte Tat erweckt einen unerwarteten Widerhall, weit über den hinaus, der sie vollbringt. Trotz der unüberwindlichen Hindernisse wird der Tag kommen, wo alle Einsamkeiten sich vereinigen werden um, vertausendfacht, eine unermessliche Flut zu bilden, die zuerst zögernd dann sich zum Entschluß aufraffend, einen immer stärkeren Anlauf nimmt zur Erstürmung der letzten Gipfel.“

Grenzen ökumenischer Möglichkeiten

Nach Beendigung des zweiten Weltkrieges gab es auf dem Trümmerfeld der internationalen Beziehungen zwischen Siegern und Besiegten eine einzige Kraft¹⁾, die vom ersten Tage an die Heilung der Wunden und Versöhnung der Feinde unternahm, die Kraft der christlichen Kirchen. Weder die sozialistische Internationale noch eine andere überstaatliche Einrichtung hat diese Bewährungsprobe bestanden.

Praktischen Ausdruck fand diese Bereitschaft, einen neuen Anfang zu machen, vor allem in dem umfangreichen Hilfswerk der christlichen Kirchen beider Konfessionen, die aus vielen europäischen Ländern, und besonders auch aus den Vereinigten Staaten, einen breiten Strom von Liebesgaben in die vom Kriege verheerten Länder lenkten. Wichtiger noch war vielleicht, daß schon wenige Monate nach Kriegsende die ersten Gespräche zwischen Angehörigen der Kirchen in den Ländern der Sieger und Besiegten stattfinden konnten, ja, daß schon im Februar 1946 die evangelische Kirche in Deutschland offiziell an der Sitzung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf teilnehmen durfte. Seither haben so viele Besuche von Kirchenführern hinüber und herüber stattgefunden, daß niemand mehr darin etwas Merkwürdiges sehen möchte.

Dennoch bleibt die Tatsache der ökumenischen Bruderschaft eine der erstaunlichsten, zugleich aber auch eine der tröstlichsten und vielleicht die einzige wirklich tröstliche Erscheinung der Nachkriegszeit. Was sie in Wahrheit bedeutet, vermag nur zu sagen, wer diese Bruderschaft selbst erlebt hat. Man muß etwa plötzlich einen Brief oder eine Gabensendung von einem völlig unbekannten Engländer oder Franzosen bekommen, der nur deshalb schreibt oder von seiner Habe mitteilt, weil ihm gesagt wurde, daß der Adressat ein Christenmensch wäre wie er selbst. Oder man muß mit einem Vertreter der Militärregierung verhandelt haben, der aus seiner Verantwortung als Christ weit über den Rahmen seiner dienstlichen Pflichten hinaus mit Rat und Tat geholfen hat. Man muß wenigstens einmal gespürt haben, daß es heute in allen Ländern Menschen gibt, welche in jedem Christen ihren Bruder sehen, gleichgültig welchem Volk oder Staat er zugehören mag.

Daß es das heute wirklich gibt, ist nicht am wenigsten die Frucht der Arbeit, welche die ökumenische Bewegung zwischen den beiden Kriegen geleistet hat. Die römische Kirche besitzt von jeher den überstaatlichen Charakter; sie brauchte daher im Grundsätzlichen kaum umzulernen, wenngleich auch die römischen Katholiken sehr oft die christliche Bruderschaft über den Forderungen des Nationalismus vergessen haben und — wie die Haltung des polnischen und tschechischen Klerus nach dem letzten Kriege gezeigt hat — wohl

¹⁾ Es wäre freilich ungerecht und undankbar, wollte man in diesem Zusammenhang die Liebestätigkeit einzelner Menschen vergessen, so insbesondere die großartige Initiative des britischen Verlegers Victor Gollancz von dem gesagt worden ist: „Dieser Jude ist der einzige Christ in London!“ Gleichwohl handelt der vorliegende Aufsatz nicht von solchen Einzelnen, sondern von dem Wirken institutioneller Einrichtungen.

auch heute noch manchmal vergessen. Immerhin liegen auf evangelischer Seite die schwereren Versäumnisse, weil dort vielfach das Staatskirchentum zu einer nur schwer auflösbaren Verschmelzung politischer und kirchlicher Gesichtspunkte geführt hatte. Es mußte erst die Unbedingtheit der christlichen Glaubensgebote wieder ins Bewußtsein treten, um das unselige Bündnis von Thron und Altar, Bürgertum und Christentum, Nation und Kirche wieder aufzulösen.

Die ökumenische Bewegung hat zu dieser Entwicklung einen wesentlichen Beitrag geliefert²⁾. Sie hat darüber hinaus vielen gerade der kleineren protestantischen Kirchen geholfen, ihre Vereinzelung zu überwinden und sich wieder als Glieder der Einen heiligen, allgemeinen christlichen Kirche zu fühlen, die von allen Christen im Dritten Artikel des Apostolicums bekannt wird. Sie hat schließlich auf den verschiedensten Lebensgebieten Beiträge zur Förderung brennender Fragen geleistet und damit überhaupt das Wirken der christlichen Kirchen im weltlichen Bereich mit neuen Impulsen ausgestattet. Die Weltkirchenkonferenzen von Stockholm (1925), Lausanne (1927), Edinburgh und Oxford (beide 1937) zeigten stetige Fortschritte auf dem Wege, welcher die christlichen Kirchen zu einer neuen Gemeinschaft, engerer Zusammenarbeit und eines Tages vielleicht gar zu einer Verschmelzung führen soll. Die praktische Bewährung der ökumenischen Bruderschaft in dieser Nachkriegszeit kann auch durchaus als eine neue Bestätigung weiteren Fortschreitens gewertet werden.

Und dennoch gibt es Anzeichen, welche berechtigt erscheinen lassen, von den Grenzen ökumenischer Möglichkeiten zu sprechen, wobei dieser Ausdruck als Warnung vor Überforderung und nicht etwa als Zweifel an der Richtigkeit oder gar Notwendigkeit der ökumenischen Arbeit aufgefaßt werden sollte.

Die bedenkliche Schwäche der ökumenischen Bewegung hat von Anfang an darin gelegen, daß die römische Kirche sich ihr versagt hat, weil sie befürchtet, dadurch ihren Anspruch, daß eben sie die wahre allgemeine Kirche — die *ecclesia catholica* — sei, verlieren zu können. Es mag hier dahingestellt bleiben, ob solche Befürchtung oder ob die Haltung der römischen Kirche zur Ökumene überhaupt berechtigt sei. Die Tatsache ihres Fernbleibens hat jedenfalls von vornherein der ökumenischen Bewegung einen torsohaften Charakter gegeben. Sie, deren Anliegen gerade die Heilung des zerrissenen Leibes Christi in dieser Welt ist, schien von Anfang an dazu verurteilt zu sein, Bruchstück zu bleiben. Allerdings konnte die Aufgabe, die große Zahl nicht-römischer Kirchen zunächst einmal zusammenzuschließen, diesen Mangel wenigstens vorläufig wohl verschmerzen und die Zusammenarbeit mit Rom als den zweiten Hauptteil der Aufgabe erscheinen lassen.

Inzwischen sind aber Dinge geschehen, welche darauf hindeuten, daß selbst die Verwirklichung dieses ersten Teiles des Vorhabens auf Schwierigkeiten stoßen könnte. Die Beteiligung der sogenannten orthodoxen Kirchen an der ökumenischen Bewegung, die von Anfang an nicht so impulsiv gewesen ist wie

²⁾ Das hat natürlich auch die Una-Sancta-Bewegung getan. Während diese aber ein Zusammenschluß einzelner Christen verschiedener Bekenntnisse ist, zielt die ökumenische Bewegung auf eine organisatorische Vereinigung der Kirchen als Institutionen ab. Nur von diesem Bemühen wird hier gehandelt.

bei den meisten protestantischen Kirchen, ist durch das Erstarken der Sowjetunion und damit mittelbar auch der russisch-orthodoxen Kirche mit neuen Problemen belastet worden. Der Patriarch von Moskau ist bekanntlich bestrebt, den Anschluß aller nationalen orthodoxen Kirchen außerhalb der Sowjetunion an die russische Kirche zu erwirken und damit in Zukunft unbestritten mindestens diejenige Stellung einzunehmen, welche früher der Metropolit von Konstantinopel innehatte und auch heute noch zu verteidigen entschlossen scheint. Die Mitwirkung in der ökumenischen Bewegung lehnt das Moskauer Patriarchat zwar nicht grundsätzlich, aber doch mindestens vorläufig ab; so wurde auch zu der ökumenischen Jugendkonferenz in Oslo im Jahre 1947 keine Delegation entsandt. Die übrigen orthodoxen Kirchen waren zwar dort vertreten und haben auch für die Weltkirchenkonferenz in Amsterdam im August 1948 ihre Beteiligung zugesagt. Sie zeigen aber doch eine leichte Zurückhaltung, so daß der Weltkirchenrat aus einer gewissen Besorgnis heraus im Frühjahr 1947 eine ansehnliche Delegation die orthodoxen Kirchen im vorderen Orient besuchen ließ, um sich ihrer weiteren Mitarbeit zu versichern. Das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den orthodoxen Kirchen ist aber so stark, daß trotz des ungeklärten Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in der Sowjetunion die kleineren Kirchen sich nicht allzu deutlich von der russischen Kirche zu distanzieren wünschen.

Diese Entwicklung bringt für die ökumenische Bewegung die ernste Gefahr, daß vielleicht eines Tages die orthodoxen Kirchen sich zurückziehen und damit die ökumenische Bewegung in eine panprotestantische Union verwandeln könnten, welche dann — *rebus sic stantibus* — geradezu einen antirömischen Akzent erhielte. Nun ist man sich im Weltkirchenrat dieser Gefahr sehr wohl bewußt, wofür ja die erwähnten Bemühungen um die orthodoxen Kirchen der beste Beweis sind. Aber man weiß dort auch, daß die Möglichkeiten der protestantischen Kirchen, die Entwicklung zu beeinflussen sehr begrenzt sind und daß die weiteren Ereignisse nicht zuletzt auch von der weltpolitischen Entwicklung bestimmt werden. Allerdings dürfen die Einsicht in die Begrenztheit des eigenen Vermögens oder das Schwergewicht der politischen Entscheidungen die Kirchen und besonders die protestantischen Kirchen auch nicht zu einer Unterschätzung ihrer eigenen Wirkungsmöglichkeit bestimmen und damit zu einem Freibrief für konfessionalistische Kirchenpolitik oder theologisch-dogmatische Diktaturbestrebungen werden. Was in Deutschland seit Kriegsende in jener Hinsicht ein Teil der lutherischen Kirchen — sicherlich nicht ohne Mitwirkung des nordamerikanischen Luthertums — und in dieser Hinsicht Teile der Bekennenden Kirche, vornehmlich die bedingungs- und kritiklosen Anhänger Karl Barths — der aus der Schweiz eifrig sekundierte — geleistet haben, hat sich ökumenisch bisher noch nicht so verhängnisvoll ausgewirkt wie in Deutschland selbst. Es kann aber auf längere Sicht nur eine Schwächung der ökumenischen Bewegung bedeuten — die ja ihrem Wesen nach auf Toleranz und nachsichtiger Liebe beruht — wenn schon innerhalb der deutschen protestantischen Christenheit Unduldsamkeit und Ungerechtigkeit triumphieren sollten.

Eine weitere Schwierigkeit erwächst der ökumenischen Bewegung aus dem Verhältnis zwischen alten und jungen Kirchen. Während des letzten Men-

schenalters ist eine ständig wachsende Zahl von Kirchen in Asien und Afrika mündig geworden und hat sich der Aufsicht der europäischen oder nord-amerikanischen Missionskirchen entzogen. Besonders in Ost- und Südostasien spielen diese Kirchen schon heute eine beachtliche Rolle. Ihr Verhältnis zu ihren Mutterkirchen brauchte sie nicht schwieriger zu gestalten, als das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern selbst in christlichen Häusern manchmal zu sein pflegt. Es wird aber beeinflusst von dem Nationalismus und politischen Unabhängigkeitsstreben der asiatischen Völker. Dramatischen Ausdruck fand diese Problematik auf der Osloer Weltkonferenz christlicher Jugend, die wenige Tage nach dem neuerlichen Ausbruch des holländisch-indonesischen Krieges begonnen hatte. Zeitweilig sah es so aus, als sollte die Konferenz von dieser Spannung gesprengt werden. Es bedeutet einen schönen Trost, daß schließlich, nach heftigen und bitteren Worten zwischen der holländischen und der indonesischen Abordnung, doch die Einheit in Christus stärker war als die politischen Gegensätze.

Es würde nun aber eine Überforderung der Ökumene bedeuten, wollte man ihr heute die Rolle zuweisen, welche die Organisation der Vereinten Nationen vorläufig nicht spielen kann. Die ökumenische Bewegung ist nicht eine Vereinigung zur Beilegung internationaler Streitigkeiten, sondern hat das Bestreben, die Vielzahl der christlichen Kirchen zusammenzuschließen und damit das Gebot Christi: „Ut omnes unum sint!“ zu verwirklichen. Sie will darüber hinaus im einzelnen Christen das Bewußtsein der weltweiten christlichen Bruderschaft stärken und das Gefühl der Verantwortung des Einzelnen für die gesamte Christenheit wachrufen. Man kann jetzt wohl gelegentlich selbst von sehr ernstesten Christen in Deutschland hören, daß sie angesichts der unaufhörlich andauernden Demontagen oder anderer unverständlicher Maßnahmen der Besatzungsbehörden etwa sagen: „Wenn das nicht anders wird, werden wir unsern Freunden in der Ökumene doch wohl den Rücken kehren müssen!“

Solche Äußerungen brauchten als Ausdruck des Unmuts vielleicht nicht ernst genommen zu werden, wenn sie nicht ein gefährliches Mißverständnis der ökumenischen Aufgabe verrieten. Gewiß sollen die Kirchen überall in der Welt die politische Führung ihrer Völker ermahnen, eine Politik zu treiben, welche mit den Geboten Gottes im Einklang steht. Werden aber ihre Ermahnungen nicht gehört, so können dafür die Kirchen in England, Frankreich oder Amerika so wenig verantwortlich gemacht werden, wie etwa Hitlers Verfehlungen der Bekenntniskirche in Deutschland zur Last gelegt werden dürfen.

Die ökumenische Bewegung ist augenblicklich gefährdet, weil ihr Wesen — von innen und von außen — nicht immer richtig erkannt wird. Die schönen Zeugnisse weltweiter christlicher Bruderschaft, die sie nach dem Kriege hervorgebracht hat, haben stellenweise einen mit dem nüchternen Realismus christlicher Weltschau unvereinbaren Enthusiasmus hervorgerufen. Die Zahl der Christen ist heute überall auf der Welt nur sehr klein und ihr Einfluß auf die Politik nur gering. Die Kirche Jesu Christi, deren Heilung von dem uralten Übel der Zerrissenheit die ökumenische Bewegung sich zur Aufgabe gesetzt hat, weiß zwar, woher allein der Welt das Heil kommen kann. Sie hat die Antwort auf die Frage unserer notvollen Zeit. Diese Antwort ist aber nicht in organisatorischen Verbesserungen zu finden, sie liegt nicht in der Pflege inter-

nationaler Beziehungen oder selbst im Aufbau eines wohltätigen Hilfswerks beschlossen, so nötig alle diese Dinge auch sind, und wiewohl gerade sie auch Inhalt eines christlichen Lebens sein sollten. Die eigentliche Antwort auf die Frage der Zeit können die Kirchen immer nur mit den Worten geben, mit denen ihr Herr und Meister einstmals seine Arbeit begonnen hat: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“

Wo diese Antwort gegeben wird, dort werden sich viele enttäuscht abwenden. Dort wird sich der falsche Enthusiasmus über die Erfolge der ökumenischen Bewegung und das Mißverständnis ihres Auftrages verflüchtigen. Dort werden die Grenzen der ökumenischen Möglichkeiten deutlich, deren Freilegung in gar keiner Weise eine Schmälerung der wahren Bedeutung und Verdienste dieser Bewegung zur Folge hat. Die ökumenische Arbeit bleibt in jedem Falle eine notwendige Arbeit, eben weil sie unter dem unmittelbaren Gebot Christi steht. Nach ihren Erfolgsaussichten zu fragen, hieße nur, zu den alten Mißverständnissen ein neues hinzufügen: mehr noch als aller Erfolg menschlichen Handelns steht das Ziel der ökumenischen Bewegung nicht auf menschlicher Kunst und Weisheit, sondern allein auf der Gnade Gottes.

EIN MÄRLEIN

Einstmals kam ein Toter aus Mainz an die Pforte des Himmels, Poltert und rief: Macht auf! Da schaute der heilige Petrus, Leise die Tür aufschließend, hervor und fragte: Wer bist du? Trotzig erwiderte jener, den Ablasszettel erhebend:

Ich? Ein katholischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens! Setze dich dort auf die Bank! antwortete Petrus verschließend.

Hierauf kam ein Toter aus Zürich an die Pforte des Himmels, Poltert und rief: Macht auf! Wer bist du? fragte der Jünger.

Ich? Ein kalvinischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!

Dort auf die Bank! rief Petrus, und schloß. Nun saßen die Gegner Friedsam nebeneinander und sahn; voll stiller Bewundrung, Sonnen und Mond und Gestirn aus scheinender Irre geordnet Zum einträchtigen Tanz; auch hörten sie rauschen harmonisch, Im viellautigen Chor, der seligen Völker und Engel

Hallelujagesäng' und atmeten Blüte des Lebens.

Aber ihr Herz schwoll über von unaussprechlicher Inbrunst, Und es erhob sich entzückt ihr heller Gesang: „Wir glauben All' an einen Gott!“ — Da mit einmal sprangen die Flügel Auf mit Getön, daß weit von goldenem Glanze der Äther Leuchtete. Petrus erschien und sprach mit freundlichem Lächeln:

Habt ihr jetzt euch besonnen, ihr törichten Kinder? So kommt denn!

Johann Heinrich Voß, Luise

Zum Brüning-Brief

Wir veröffentlichen den nachstehenden Aufsatz des ehemaligen Preussischen Ministerpräsidenten Dr. h. c. Otto Braun obwohl er unserer Ansicht nach keine ausgesprochene Richtigstellung bedeutet, weil wir uns mit dem Verfasser einig wissen in dem Bestreben, der Wahrheit zu dienen. In einem Brief an den Herausgeber schreibt Dr. h. c. Braun folgendes: „Vorweg möchte ich betonen, daß mir nichts ferner liegt, als gegen Herrn Brüning, den ich persönlich sehr schätze und mit dem ich unbeschadet unserer verschiedenen weltanschaulichen und politischen Einstellung gut zusammen gearbeitet habe, zu polemisieren. Nur das Bestreben, Irrtümer zu berichtigen, leitet mich... Wenn Sie meinen, in dem Buche »Von Weimar zu Hitler«, Zürich, Europa-Verlag, trete nicht genügend in die Erscheinung, daß Brüning gerade durch das jämmerliche Versagen der Parteien im Reichstag auf den Verordnungsweg gedrängt wurde so bitte ich Sie, noch einmal nachzulesen, was ich darüber auf Seite 362 meines Buches geschrieben habe. Dort weise ich mit gebotener Deutlichkeit auf das Versagen des Parlaments hin. Freilich komme ich nicht zu Ihrer Folgerung, daß er keinen andern Weg mehr hatte, als auf die Notverordnungen zurückzugreifen; daran hindert mich schon meine grundsätzliche Einstellung gegen derartige Anwendung des Artikels 48 der Reichsverfassung. Ich verkenne keineswegs die prekäre Situation, in der sich Brüning angesichts der Erklärung der Parteiführer befand. Aber ich wäre vor den Reichstag gegangen und hätte die Parteien unter Stellung der Vertrauensfrage gezwungen, ihr feiges Versagen vor dem Volke offenbar werden zu lassen. Vielleicht wäre mancher Parteiführer vor den Folgen seiner durch Parteitaktik diktierten Haltung zurückgeschreckt, wo nicht, wäre klargestellt, daß dem Parlament die Verantwortung für die nachfolgende Krise zufiel. So nahm der Kanzler dem Parlament die Verantwortung ab und lud auf sich den Vorwurf der mißbräuchlichen Anwendung des Artikels 48 der Reichsverfassung. Er stützte sich auf den Reichspräsidenten, eine Stütze, deren Brüchigkeit er ja später recht schmerzlich zu fühlen bekommen hat.“

Die Redaktion

Im Heft Nr. 7 der „Deutschen Rundschau“ vom Juli 1947, das mir erst jetzt zu Gesicht gekommen ist, gelangt ein Brief des ehemaligen Reichskanzlers Brüning zum Abdruck, der einige historische Irrtümer enthält, die richtig zu stellen mir geboten erscheint.

1. Herr Brüning spricht davon, daß er die Unterschrift des Reichspräsidenten für einen Erlaß nicht erlangen konnte, der „die Entscheidung der Länderkonferenz von 1930 verwirklichte, Preußen in seine Provinzen aufzuteilen...“ Nach meiner Erinnerung ist ein derartiger Beschluß nie gefaßt worden. Die Länderkonferenz war dazu auch nicht kompetent. Aber selbst wenn dem so wäre, konnte er nicht durch Erlaß des Reichspräsidenten verwirklicht werden, dazu bedurfte es einer Zweidrittelmehrheit im Reichstag und der Zustimmung des Reichsrats. Ein entsprechender Vorschlag des preussischen Vertreters lag zwar der Länderkonferenz vor, führte dort auch, ungeachtet des Widerspruchs Bayerns, das sich weniger von föderalistischen als vielmehr partikularistischen Gesichtspunkten leiten ließ, bis zu einem gewissen Grade zu einer Verständigung, die aber nach den Bestimmungen der Reichsverfassung niemals durch einen Erlaß des Reichspräsidenten Rechtskraft erlangen konnte.

2. Durch die Darstellung des Herrn Brüning kann leicht der Eindruck erweckt werden, die verfassungswidrige Anwendung des Artikel 48 RV. zur

Durchsetzung umfassender Finanzgesetze sei durch den Reichskanzler Müller eingeleitet worden, wenngleich er loyalerweise erklärt daß diese Praxis „in den kritischen Jahren 1923 und 1924 üblich geworden war“. Leider. Nach dem Grundsatz: man muß den Anfängen wehren, der mich während meiner ganzen 14jährigen Ministerschaft geleitet hat, habe ich, als im Jahre 1924 die Reichsregierung unter dem Reichskanzler Marx eine Verordnung zur Regelung von Steuerangelegenheiten mit Artikel 48 RV. in Kraft setzen wollte, gegen dieses Vorgehen energisch Einspruch erhoben. Der preußische Finanzminister, der der Stresemannschen Deutschen Volkspartei angehörte, hatte in einer Besprechung mit den Vertretern des Reichsfinanzministeriums, ohne vorher mit mir in Verbindung zu treten, der Anwendung des Artikel 48 zugestimmt. Als ich davon erfuhr, habe ich in einem Schreiben an den Reichskanzler vom 9. November 1924 meine schweren Bedenken gegen dieses Verfahren geltend gemacht und u. a. ausgeführt:

„Ich beehre mich daher ergebenst mitzuteilen, daß die gestern für Preußen ausgesprochene Zustimmung von dem Herrn Preußischen Finanzminister nur für seine Person erfolgt ist, während ich als Preußischer Ministerpräsident im Einklang mit dem Beschluß des Staatsministeriums den in Aussicht genommenen Weg einer Anwendung des Artikel 48 als mit dem Text und dem Sinn dieses Artikels der Reichsverfassung unvereinbar erachte. Ich muß daher der Anwendung dieses Artikels und der Ausschaltung der verfassungsmäßigen Körperschaften entschieden widersprechen.“ Braun

Die preußische Regierung schlug eine Verwaltungsmaßnahme vor, die die weitere Erhebung der Einkommensteuer bis zum Zusammentritt des Reichstages ermöglichte, vorbehaltlich späterer Verrechnung mit den nach den herabgesetzten Sätzen erhobenen Steuern. In einem längeren Antwortschreiben vom 15. November 1924 bezeichnete der Reichskanzler diese Regelung als einen Verstoß gegen die „Rechtsordnung von ganz außergewöhnlichem Umfang und größter Bedenklichkeit“ und versuchte die Anwendung des Art. 48 als unerlässlich zu begründen. Obgleich die Verordnung inzwischen erlassen war, habe ich meine grundsätzlichen Bedenken noch einmal in einem Schreiben vom 9. Dezember 1924 dargelegt, wobei ich zu dem Schluß kam:

„Denn wenn, wie dies meine Überzeugung ist, die Voraussetzungen für den Artikel 48 nicht vorlagen, so stellte seine trotzdem vorgenommene Anwendung einen Mißbrauch der Reichsverfassung dar, der besonders im Hinblick auf das darin liegende Präjudiz unbedingt hätte vermieden werden müssen. Es ist Sache der Reichs- und Landesregierungen, die Reichsverfassung strikte auszulegen, denn die Folgen, die gegebenenfalls in Zukunft aus einer so weitherzigen extensiven Auslegung des Artikel 48 RV. gezogen werden könnten, erscheinen zu gefährlich für den Bestand der deutschen Republik, als daß nicht jeder Weg hätte beschritten werden müssen, der geeignet war, die Heraufbeschwörung einer derartigen Gefahr zu vermeiden.“

Von diesem Schreiben hatte der Reichskanzler dem Reichspräsident Ebert Kenntnis gegeben, der mir daraufhin unter dem 11. Dezember folgenden Privatbrief schrieb:

„Lieber Freund! Dein Schreiben vom 9. Dezember — I. 12 427 — wegen meiner Verordnung auf Grund Artikel 48 vom 11. November 1924 habe ich mit Interesse gelesen; wenn auch die sachliche Auseinandersetzung des Preußischen Staatsministeriums mit dem Herrn Reichskanzler erfolgt, so möchte ich doch auch persönlich Dein Schreiben nicht ohne Widerspruch hinnehmen. Selbstverständlich habe ich die Frage, ob man die Anwendung des Artikel 48 vermeiden kann, sorgfältig geprüft. Abgesehen von dem Bedenken, Änderungen von Gesetzen durch einfache Verwaltungsanordnungen vorzunehmen (Gesetzesänderung war von Preußen nicht vorgeschlagen. D. V.) und so ein gefährliches Präjudiz zu schaffen, war für mich auch die Erwägung bestimmend, daß es kein anderes Mittel gab — auch Dein Schreiben nennt keines — als eine solche Verordnung, um die Weitererhebung der Einkommensteuer nach dem 1. Januar 1925 zu sichern. Ich hätte es daher als eine Verletzung meiner Amtspflichten angesehen, wenn ich mich dem einstimmigen Verlangen der Reichsregierung und den Interessen des Reiches versagt und den Erlaß der Verordnung abgelehnt hätte.

Es ist mir daher unverständlich, wie Du bei diesem Sachverhalt meine wohlüberlegte amtliche Handlung als einen »Mißbrauch der Reichsverfassung« und als einen »Verstoß gegen die Rechtsordnung von ungewöhnlichem Umfang« (diese letztere Bezeichnung war vom Reichskanzler auf die von Preußen vorgeschlagene Regelung angewandt) bezeichnen kannst, Ausdrücke, die ich in Beziehung auf meine Amtsführung sonst nur in deutsch-völkischen oder kommunistischen Presseorganen lese. Wenn Du die Besorgnis, daß durch solche Maßnahmen nach Artikel 48 eine gefährliche Präjudiz geschaffen und die Deutsche Republik gefährdet wird, als Grund für Dein scharfes Vorgehen anführst, so möchte ich dem entgegenhalten, daß mit solchen Vorwürfen von seiten eines mir politisch und persönlich so nahestehenden Staatsmannes, wie Du es bist, für das Verhältnis etwa voneinander divergierender politischen Kräfte im Reich und in Preußen eine sehr gefährliche Praxis eingeführt und jedenfalls allem anderen eher gedient wird als dem Interesse der Deutschen Republik. Mit besten Grüßen bin ich Dein freundschaftlich ergebener Ebert.“

In meinem im Jahre 1939 im Europa-Verlag, Zürich, erschienenen Erinnerungsbuch „Von Weimar zu Hitler“ habe ich diese Materie etwas eingehender behandelt. Wenn ich auch hier in einer allerdings durch den Umfang eines Artikels bedingten Ausführlichkeit darauf eingehe, so, um die verhängnisvolle Rolle, die der Artikel 48 RV. in der Entwicklung der deutschen demokratischen Republik zum nationalsozialistischen Verbrecherregime gespielt hat, aufzuzeigen. Vielleicht ist es auch ratsam, hier den Wortlaut dieses Verfassungsartikels in Erinnerung zu rufen. Die wesentlichen beiden ersten Absätze lauten:

„Wenn ein Land die ihm nach der Reichsverfassung oder den Reichsgesetzen obliegenden Pflichten nicht erfüllt, kann der Reichspräsident es dazu mit Hilfe der bewaffneten Macht anhalten.

Der Reichspräsident kann, wenn im Deutschen Reich die Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird, die zur Wiederherstellung

der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen treffen, erforderlichenfalls mit Hilfe der bewaffneten Macht einschreiten. Zu diesem Zwecke darf er vorübergehend die in den Artikeln 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153 festgesetzten Grundrechte ganz oder zum Teil außer Kraft setzen."

Das im Absatz 4 vorgesehene Ausführungs-Reichsgesetz ist von der Reichsregierung nie betrieben worden, obwohl ich bei ihr und dem Reichspräsidenten mehrfach darauf drängte. Man fürchtete wohl zu einschränkende gesetzliche Bestimmungen in der Anwendung des Artikels, die schließlich dahin führte, daß die Reichsregierung im November 1930 ihre umfangreichen Finanzreformgesetze, gestützt auf Artikel 48 RV. im Verordnungswege in Kraft setzte mit der Begründung, daß „Annahme durch den Reichstag nach den Erklärungen der Parteiführer nicht zu erwarten war“. Also eine eklatant verfassungswidrige Umgehung der gesetzgebenden Körperschaften, die schließlich zu einem hemmungslosen Mißbrauch dieses Verfassungsartikels bis in den Sumpf der Nazidiktatur führte. Übrigens beim Rücktritt des Kabinetts Müller spielte dieser Artikel keine Rolle. In der Sitzung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, deren Ausgang Müller zum Anlaß nahm, seinen Rücktritt zu erklären, ist er kaum erwähnt worden. Dort handelte es sich vornehmlich um die in dem Finanzkompromiß vorgesehenen Änderungen der Arbeitslosenversicherung, denen die Gewerkschaftsführer widersprachen. Da sich leider die Mehrheit der Fraktion ihnen anschloß, trat Müller zurück, da er glaubte, im Hinblick auf die prekäre Finanzlage des Reiches diese intransigente Haltung nicht vertreten zu können.

Wenn Herr Brüning weiter meint, nach dem Präzedenzfall, der durch dem Reichspräsidenten Ebert geschaffen war, der Reichskommissare für Sachsen und andere Länder ernannte, „konnte kein Einwand gegen eine ähnliche Aktion in Preußen erhoben werden“, so kann ich dem nicht beipflichten. In Sachsen und Thüringen konnte die Reichsregierung unter dem damaligen Reichskanzler Stresemann die Voraussetzungen des Artikel 48 vielleicht für gegeben erachten, da die dortigen Regierungen, in denen kommunistische Minister starken Einfluß ausübten, eher geneigt waren, sich nach den Weisungen aus Moskau als aus Berlin zu richten. Freilich ging die Reichsregierung unter volksparteilichem Einfluß auch damals schon zu weit, als sie in Sachsen Minister ihrer Ämter enthob — in Thüringen waren sie vorher zurückgetreten — und der von ihr ernannte Reichskommissar sich Regierungsgewalt anmaßte. Das habe ich auch dem Reichspräsident Ebert in einer privaten Unterredung — da Preußen nicht berührt war, hatte ich zu einem amtlichen Schritt keine Veranlassung — mit allem Nachdruck erklärt, wodurch die Verstimmung zwischen uns, die früher bereits durch die verfassungsrechtlichen Differenzen entstanden war, noch verschärft wurde. Sie ist übrigens später durch eine längere freundschaftliche Aussprache mit Ebert vollends behoben worden.

Anders lagen die Verhältnisse im Jahre 1932 in Preußen, als der Reichskanzler von Papen durch seinen auf Artikel 48 RV. gestützten Staatsstreich gegen die preußische Regierung den letzten Damm gegen die von Süddeutschland, vornehmlich Bayern, heranflutende Nazipest durchbrach und auch in Preußen den Nazihorden freie Bahn verschaffte. Hier konnte nicht davon die

Rede sein, daß Preußen „die ihm nach der Reichsverfassung oder den Reichsgesetzen obliegenden Pflichten nicht erfüllt“ hätte. Auch wurden die Raufereien der Nazi-SA mit der kommunistischen „Rotfront“, die Papen durch die Aufhebung der preußischen Uniform- und Demonstrationsverbote absichtlich provoziert hatte, von der preußischen Polizei leicht unterdrückt. Also v. Papen konnte sich in tatsächlicher Hinsicht auf keinen Präzedenzfall berufen. Auf die Klage der preußischen Regierung gegen die Reichsregierung wegen der Verordnung des Reichspräsidenten beim Staatsgerichtshof in Leipzig hat denn dieser auch erkannt, daß die Absetzung der preußischen Minister verfassungswidrig war, aber um die Frage, ob die im Artikel 48 genannten Voraussetzungen für die Verordnung des Reichspräsidenten vorlagen, sich feige herumgedrückt. Das wäre eine Ermessungsfrage, die sich der Nachprüfung durch das Gericht entziehe. Dadurch war der willkürlichen Auslegung und Anwendung des Artikel 48 RV. Tür und Tor geöffnet.

Wenn nun Herr Brüning meint, die Drohung der Nationalsozialisten mit dem Staatsgerichtshof hätte v. Papen in die Lage versetzt, Hindenburgs Widerstand gegen den böhmischen Gefreiten Hitler zu brechen, so irrt er. Denn einmal wäre ein Antrag im Reichstag, auf Grund des Art. 59 der Reichsverfassung den Reichspräsidenten wegen schuldhafter Verletzung der Reichsverfassung beim Staatsgerichtshof anzuklagen, nicht mit der erforderlichen Zweidrittelmehrheit angenommen, denn die sozialdemokratische Fraktion hätte sich keineswegs zum Vorspann für eine derartige nazistisch-kommunistische Propagandaaktion hergegeben, und zudem schwebte ja schon eine Klage der preußischen Regierung gegen die Verordnung Hindenburgs beim Staatsgerichtshof, war sogar bereits durch Urteil vom 25. Oktober 1932 entschieden.

Nein, nicht die Drohung mit dem Staatsgerichtshof wegen der Verordnung gegen Preußen, sondern die Drohung der Nazis, den für Hindenburg persönlich kompromittierenden Osthilfeskandal öffentlich auszuschlachten, lieferte v. Papen das Argument, das er mit jesuitischer Geschicklichkeit ausnützte, um den Widerstand des Reichspräsidenten gegen Hitler zu brechen.

3. Herr Brüning versucht das Ermächtigungsgesetz vom 21. März 1933, das Hitler die Bahn freimachte für seine Diktatur und dieser den Schein der Legalität verlieh, zu bagatellisieren, es in seiner Bedeutung für das Naziregime der auf Grund des Artikel 48 RV. erlassenen Reichstagsbrandverordnung vom 28. Februar 1933 gleichzustellen oder es gar minder zu bewerten. Wenn dem so wäre, hätten die Nazis sich nicht krampfhaft bemüht, die Zweidrittelmehrheit des Reichstages für dieses Gesetz zu erwirken. Die Rechtsgültigkeit dieses Gesetzes wie aller in seinem Verfolg ergangenen gesetzgeberischen Maßnahmen muß ich auch heute noch bestreiten, da es nur durch verfassungswidrigen Ausschluß einer großen Anzahl Abgeordneter zustande gekommen ist.

Indes seine Bedeutung ging weit über die der Reichstagsbrandverordnung hinaus. Gestützt auf diese konnten nur die im Artikel 48 RV. aufgeführten Artikel der Reichsverfassung außer Kraft gesetzt werden, die Rechte des Parlaments und seiner Abgeordneten blieben unberührt. Zudem konnte die Verordnung jederzeit durch den Reichspräsidenten aufgehoben werden, der einen widerstrebenden Reichskanzler durch die Ernennung eines ihm willfährigeren

ersetzen konnte. Nicht so ein Gesetz, das formell mit verfassungsmäßiger Mehrheit vom Reichstag beschlossen war. Durch dieses Gesetz wurden die Rechte des Reichstages und seiner Mitglieder wie die des Reichsrats aufgehoben, der Reichsregierung die Befugnis gegeben, Reichsgesetze zu beschließen und dabei auch von der Reichsverfassung abzuweichen. Das Recht des Reichspräsidenten, nach Artikel 70 RV. Gesetze auszufertigen und im Reichsgesetzblatt zu verkünden, wodurch sie erst Rechtskraft erlangten, wurde auf den Reichskanzler, d. h. Hitler, übertragen. Die Bestimmung des Gesetzes: „Die Rechte des Reichspräsidenten bleiben unberührt“ war unter solchen Umständen eine wertlose Floskel, die den in politischen Dingen ahnungslosen senilen Hindenburg nicht sollte merken lassen, daß er seine völlige Entmachtung vollzog, als er das Gesetz ausfertigte und verkündete, wodurch die Diktatur Hitlers begründet wurde. Dieser konnte nun hemmungslos Gesetze, die in alle Gebiete des politischen, geistigen und wirtschaftlichen Lebens eingriffen, zur Stabilisierung seines verbrecherischen Regimes am laufenden Band mit Zustimmung seiner Mamelucken im Reichskabinett erlassen, wobei ihm seine Steigbügelhalter aus den Rechtsparteien mit ihrer verwaltungsrechtlichen Sachkunde hilfreich zur Seite standen. Diese merkten in ihrer Überheblichkeit, die sie früher oft auch den Exponenten der Weimarer Republik gegenüber an den Tag legten, und ihrer demokratiefeindlichen Verblendung nicht, daß sie halfen den Strick drehen, mit dem sie Hitler später hängen ließ. Manche der Überlebenden gerieren sich jetzt in der Literatur als „Widerstandshelden“, obgleich das Signum „Betrogene Betrüger“ für sie eher zutreffen würde.

Also zusammengefaßt: Durch die Bagatellisierung des Ermächtigungsgesetzes vom 21. März 1933 können die Parteien und Abgeordneten des Reichstages, die seinerzeit, aus welchen Motiven auch immer, diesem Gesetz zustimmten, das die Diktatur Hitlers scheinverfassungsmäßig begründete und ihm den Weg bahnte, auf dem er das deutsche Volk in den Abgrund stürzte, politisch nicht entlastet werden. Auf die hypothetischen Zahlenkombinationen Brünings gehe ich nicht ein. Sie ändern an den historischen Tatsachen, auf die es mir bei der Niederschrift dieser Zeilen ankam, nichts.

HERMANN MUCKERMANN

Wie Heinrich Brüning am 21. Mai 1934 Deutschland verließ . . .

Viele Märchen sind über dieses Thema verbreitet. Es ist sicher erwünscht, die Wahrheit zu wissen. Ich bin in der Lage, sie zu vermitteln. Denn in meinem Hause hat Brüning zuletzt gewohnt, und von hier aus ging er fort von uns. Zugleich möchte ich einen kurzen Bericht über die Flucht von Treviranus hinzufügen. Die Schilderung wirft zugleich ein Schlaglicht auf die Lage jener, die sich schon damals gegen den Nationalsozialismus zu wehren suchten.

Solange Heinrich Brüning Reichskanzler war, habe ich ihn nur ein einziges Mal persönlich gesehen. Es war dies im Hause seines Staatssekretärs Dr. Her-

mann Pünder, des jetzigen Oberdirektors des Wirtschaftsrates. Herr Pünder hatte mich gleichzeitig mit Brüning zum Abendessen eingeladen. Der Grund, weshalb ich mit Brüning sprechen wollte, war die Sorge um das Geschick der erbgesunden Familie in Deutschland. Als damaliger Leiter der Abteilung für Eugenik im Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, hatte ich die Aufgabe, mich auch um die Formung der Gesetzgebung zu kümmern. So trug ich Brüning meine Sorgen vor. Er zeigte großes Verständnis. Am Ende legte er mir nahe, wiederzukommen, was aber vorderhand nicht geschah.

Nur allzubald kam der 30. Juni 1932, an dem Brüning sein Amt als Reichskanzler zur Verfügung stellen mußte. Ich erinnere mich noch sehr genau an die Rede, die er unmittelbar vor seinem Abschied hielt. Sie betraf das Problem der Arbeitslosigkeit. Ich zitiere Ausführungen aus dieser Rede noch heute.

Vom Tage, an dem Brüning nicht mehr Reichskanzler war, interessierte mich über die Sache hinaus die Person Brünings im erhöhtem Maße. Ich kannte seine schlichte Lebensart und wunderte mich nicht, als man mir sagte, noch nie habe ein Reichskanzler so arm die Wilhelmstraße verlassen. Ich fragte, wo Brüning wohnte. Man nannte mir das Hedwigs-Krankenhaus. Sofort faßte ich den Entschluß, ihn dort aufzusuchen. Er hatte im Hedwigs-Krankenhaus zwei kleine Zimmer. Ich bin ihm heute noch dankbar für das große Vertrauen, das er mir von Anfang an schenkte. Schon sehr bald legte ich ihm nahe, doch gelegentlich einmal in das schöne Haus zu kommen, das ich damals noch am Schlachtensee, Klopstockstraße 44—46, besaß. Er sollte sich dort erholen von der Arbeit der Jahre und von den Bedrohungen, die ihm in der Stadt die Ruhe der Nerven nahmen. Es war Grund zur Annahme, daß er damals noch bei mir draußen besser geschützt sein würde als im Hedwigs-Krankenhaus. Ich habe ihn dann öfter mit meinem Wagen in mein Haus geholt. Und je besser wir uns kannten, um so öfter und länger war er bei mir. Schließlich war mein Haus seine letzte Unterkunft in seiner Heimat. Das Haus in Schlachtensee war ihm auch aus dem Grunde lieb, weil er dort, ohne aufzufallen, seine Freunde empfangen konnte. In Wirklichkeit kam damals eine Reihe von einflußreichen Menschen zu ihm. Ich selbst hatte den Vorteil, daß ich viel von dem erfuhr, was nicht in den Zeitungen stand. Wenn ich den Nationalsozialismus von Anfang an abgelehnt habe, so ist das sicher auch darauf zurückzuführen, daß ich besser über ihn unterrichtet war als andere.

Indessen will ich jetzt nicht über die Erfahrungen berichten, die ich in jener Zeit sammeln konnte. Ich möchte sofort zur Schilderung jener Ereignisse übergehen, die von dem Gerücht ausgelöst wurden, daß Heinrich Brüning auf einer Mordliste stehe. Dieses Gerücht wurde mir von verschiedenen Seiten zugebracht. Ich bin allem sorgfältig nachgegangen und kam zu der Überzeugung, daß das, was ich vermutete und hörte, begründet erschien. Entscheidend waren Überlegungen aus der unzweifelhaften Bedrohung Brünings und aus dem Gang der Zeitgeschichte.

Als ich über alles klar war, faßte ich den Entschluß, Heinrich Brüning unter allen Umständen zu retten. Ich hatte die Überzeugung, daß dieser Mann vielleicht noch einmal dem deutschen Volke wertvolle Dienste tun könnte, und

schließlich genügte ja der Gedanke, daß er als Mensch und Freund jede Hilfe verdiente. Als ich Brüning meine Gedanken auseinanderlegte, zögerte er, mir zu folgen. Er wollte sein Volk nicht verlassen, auch nicht vorübergehend. Um ihn dennoch für den vernünftigen Gedanken, den ich hatte, zu gewinnen, zog ich Minister Treviranus ins Vertrauen, den ich ebenfalls damals kennenlernte. Er teilte meine Auffassung. Schließlich gab Brüning seine Zustimmung. Er tat dies auch deshalb, weil er — was ich damals noch nicht wußte — selber zwei Tage vor der Abfahrt noch eine Warnung durch einen alten Kameraden vom Felde her erhalten hatte. Dieser Kamerad hatte berichtet, er habe am Abend vorher von einem leitenden Nationalsozialisten erfahren, daß in der folgenden Woche ein Anschlag auf das Leben Brünings in meinem Hause durchgeführt werden sollte.

Wir kamen überein, daß wir am 21. Mai 1934 mit meinem Wagen zur holländischen Grenze fahren wollten. Der 21. Mai war der zweite Pfingsttag. Ich glaubte, damit rechnen zu dürfen, daß etwaige Kontrollen unterwegs an diesem Tage weniger zu fürchten seien als an anderen Tagen.

Der Abend vor der Fahrt war sehr traurig. Es waren außer der Schwester Brünings einige sehr gute Bekannte beim Abendessen. Brüning sprach ein paar liebe Worte. Ich selbst dankte ihm für alles. Dann hörten wir eine Beethoven-Serie von Schallplatten, die er mir selbst zur Erinnerung geschenkt hatte. Es war die neunte Symphonie. Am Ende machte ich mein Auto fertig. Und dann gingen wir zur Ruhe. Es war bereits nach Mitternacht.

Punkt 6 Uhr morgens saß ich am Steuer. Das bescheidene Gepäck Brünings wurde ins Auto getragen. Dann stieg er selbst ein und setzte sich an meine Seite. So fuhren wir ab, in der Richtung nach Potsdam.

Kurz nach 6 Uhr abends kamen wir in Emmerich an. Ich fuhr den Wagen auf den Kirchplatz und suchte dann das Haus des Herrn Dechant Sprünken. Ich kannte ihn von einem Vortrage her, den ich einige Monate vorher in Emmerich gehalten hatte. Dechant Sprünken war gerade in der Maiandacht. Da seine Haushälterin mich kannte, führte sie meinen Begleiter und mich in das Zimmer des Herrn Dechanten. Dieser kam nach etwa 10 Minuten aus der Maiandacht. Er begrüßte mich sehr freundlich. Ich sagte auf seinen Gruß hin: „Kennen Sie den Herrn dort?“ Er sagte: „Nein.“ Da ich schwieg, schaute er Herrn Brüning und mich abwechselnd an und sagte dann langsam: „Ist das vielleicht ein Politiker?“ Ich antwortete: „Und wenn's einer wäre, wer könnte es dann sein?“ Der Dechant zögerte noch einen Augenblick und sagte dann: „Es ist doch wohl nicht der Reichskanzler Brüning?“ Ich sagte: „Ja, er ist es. Doch nun, Herr Dechant, haben wir keine Zeit, mein Freund muß noch heute die holländische Grenze überschreiten.“

Der Dechant ging sofort ans Telefon und bat seinen Organisten, Herrn Johann Heister, doch sofort mit dem Wagen zu kommen. Uns gegenüber fügte er hinzu: „Die Grenze wird bereits um 7 Uhr geschlossen.“ Wir haben uns noch ein paar Minuten unterhalten. Dann war das Auto schon da. Brüning nahm ein paar hundert Mark, die er noch in der Tasche hatte, und legte sie auf den Tisch. Er fügte hinzu: „Man darf kein Geld mitnehmen, wenn man über die Grenze geht.“ Wir ließen das Geld liegen. Auch die Koffer mußten zurückbleiben. Der Zoll hätte aufgehalten, worin eine Gefahr lag.

Im Augenblick, als wir an die Grenze kamen, ging der Schlagbaum nieder. Der Beamte hatte ihn gerade heruntergelassen. Zum Glück kannte der Beamte den Fahrer des Wagens, der damals noch nicht wußte, wer mein Begleiter war. Er schaute dann einen Augenblick in den Wagen, ohne nach den Pässen zu fragen, die übrigens in Ordnung waren. Dann öffnete er den Schlagbaum, und wir fuhren durch.

Ich glaube, daß weder Heinrich Brüning noch ich diesen Augenblick je vergessen können. Unsere Hände ruhten ineinander, so daß man den Puls fühlen konnte. Wir waren ganz erfüllt von der erlösenden Idee der Freiheit.

Ich sagte dem Fahrer, er sollte in ein nicht allzuweit entferntes Dorf fahren. Ich kannte dort von früher her Freunde, von denen ich wußte, daß man auf ihre Zuverlässigkeit bauen konnte. Als wir das von mir bezeichnete Haus betraten, bat ich Brüning, in einer Fensternische zu warten. Dann sprach ich mit dem Hausherrn und sagte ihm leise: „Der Herr, der dort in der Fensternische steht, ist der frühere Reichskanzler Brüning. Er muß diese Nacht in diesem Hause bleiben. Aber niemand darf es wissen.“ Ich konnte nicht bleiben, denn ich hatte ja noch eine Aufgabe. Ich mußte zunächst Brünings Gepäck über die Grenze holen, dann ihn mit etwas holländischem Geld versorgen und endlich die Stätte für sein vorläufiges Verbleiben sichern. Ich kehrte also auf einem anderen Wege nach Emmerich zurück, um das Gepäck zu holen, was mir auch gelang.

Nach meiner Rückkehr suchte ich zunächst die telefonische Verbindung mit dem Prälaten Dr. Poels in Heerlen bei Maastricht — dem verehrten Führer der Arbeiter in Holl.-Limburg. Herr Prälat Poels war ein Freund meines Bruders Friedrich. Ich wußte, daß er auch mir sehr wohlgesinnt war. Ich mußte mich im Telefongespräch sehr vorsichtig ausdrücken, weil schon damals Gespräche, zumal in der Grenzzone, überhört wurden. So fragte ich ihn nur, ob am folgenden Tag ein gemeinsamer Freund zu ihm kommen könnte. Er war gern einverstanden. Dann bat ich den freundlichen Hausherrn, er solle so gut sein und Brüning eine Summe Geldes in Gulden schenken. Ich würde seine Güte auf deutschem Boden wieder ausgleichen, was am folgenden Morgen in Emmenich geschehen ist. Es war der einzige Weg, um Brüning die Annahme des Geldes zu ermöglichen. Außerdem kamen wir überein, daß der Wagen des Dechanten von Emmenich Brüning nach Heerlen fahren sollte.

Dann verließ ich das Bonifatiushaus. Ich übernachtete im Hause des Dechanten in Emmenich und fuhr am Morgen mit meinem Wagen nach Berlin zurück.

Herzlich froh kam ich in Berlin an und vertraute darauf, daß die wenigen Menschen, die von dieser Fahrt wußten, das Schweigen gelernt hätten. Mit besonderer Dankbarkeit habe ich immer meiner Freunde an der holländischen Grenze gedacht. Herr Dechant Sprünken ist am 30. März dieses Jahres gestorben. Herr Heister lebt noch. Vor mir liegt sein erster Brief, den ich soeben erhielt. Herr Heister schreibt, daß es ihm gut geht. Sein Haus gehört zu den wenigen Wohnstätten Emmenichs, die nicht zerstört sind. Es birgt heute eine Notkirche für die Überlebenden der einst blühenden Gemeinde.

Ich könnte hiermit diesen kleinen Bericht schließen, aber ich will noch etwas hinzufügen, das die geschilderte Fahrt mit Heinrich Brüning erst recht be-

gründet erscheinen läßt. Nur wenige Wochen trennten uns damals von dem schrecklichen 30. Juni, an dem eine Reihe von Menschen, die dem Nationalsozialismus unwillkommen waren, ermordet wurden.

Am Mittag des Mordtages erhielt ich von einem meiner Freunde wiederholt einen kurzen Anruf, der mich über die Ereignisse in der Stadt unterrichtete. Einer dieser Anrufe war: „Wie geht's Treviranus? — Ich rufe sogleich noch einmal an.“

Treviranus wohnte nicht weit von mir. Ich sprach öfter mit ihm telefonisch. So konnte ich auch heute ihn anrufen, um ihn auf die Lage in der Stadt aufmerksam zu machen. Treviranus spielte gerade Tennis. Ich ließ ihn weiter spielen und zögerte noch, bis der nächste Anruf kam, der mir mitteilte, man sage, daß Schleicher ermordet sei. Dann rief ich noch einmal bei Treviranus an und fragte ihn, ob er wisse, wie es Schleicher gehe. Er sagte nein, er wisse von nichts. Darauf sagte ich ihm, er solle sich erkundigen, wie es Schleicher gehe. In einer solchen Stunde spiele man kein Tennis. Nun hatte er begriffen, daß man aufmerksam sein mußte. Aus Vorsicht stellte er seinen Wagen in die Nähe seines Tennisplatzes.

Was ich selbst noch bis zum folgenden Tage erlebte, ist rasch erzählt. In der Abenddämmerung kam ein Bote mit einem Zettel. Auf dem Zettel stand die Bitte, den Boten zu empfangen. Aus der Schrift und aus anderen Gründen war genügend klar, daß der Bote von Treviranus kam. So ließ ich mir von ihm erzählen, was geschehen war. Wie ich befürchtet hatte, war die SS im Hause von Treviranus erschienen, um auch ihn zu ermorden. Als die Tochter die SS sah, rief sie ihrem Vater zu: „Die SS.“ Daraufhin schwang er sich im Tennisanzug über den Zaun und warf sich in seinen Wagen. Der Motor war gerade im Gang, als die SS ihn erspähte. Doch Treviranus ließ sich nicht aufhalten. Er fuhr davon, obgleich die Kugeln hinter ihm herpiffen. Der Wagen von Treviranus fuhr sehr rasch in den nahen Wald nach Potsdam zu. Dort drehte Treviranus den Wagen um und floh zu einem seiner Freunde, der in einem Waldhaus wohnte. Von dort kam der Bote.

Ich ließ Treviranus durch den Boten sagen, er könne sich auf mich verlassen. Ich würde ihn bestimmt baldmöglichst aus seiner Situation retten. Er dürfe sich aber an niemand anderen wenden. Ich müßte zunächst die Verkehrsbedingungen und die Lage an der Grenze prüfen. Ich nannte dem Boten einen bestimmten Tag, an dem er wiederkommen sollte. Ich würde ihm dann den Tag und die Stunde der Abfahrt mitteilen.

Auf meiner Reise nach Holland stellte ich fest, daß es unmöglich sei, meinen Freund in meinem Wagen bis Emmerich zu fahren, aber die Fahrt bis Münster konnte ich wagen. Ich zog daher den mir befreundeten Professor Dr. Donders am Domplatz zu Münster ins Vertrauen und bat den bewährten Fahrer des Dechanten Sprünken aus Emmérich, an einem bestimmten Tage nach Münster zu kommen. Außerdem wurde der Grenzbeamte „freundlich“ behandelt. Zum Glück war ihm diese „Freundlichkeit“ nicht unlieb.

Kurz nachdem ich in Berlin wieder eingetroffen war, kam der Bote von Treviranus von neuem. Ich sagte ihm, Treviranus solle sich bereithalten, an

einem Tage, den ich in Emmerich und Münster verabredet hatte, mit mir morgens 6 Uhr aus seinem Versteck zu entfliehen. Ich war pünktlich um 6 Uhr in der Nähe des Waldhauses. Treviranus stieg zu mir ein, und wir fuhren ab. Wie verabredet, waren wir nachmittags 4 Uhr in Münster. Wir gingen in das Haus von Professor Dr. Donders, der uns erwartete. Ich eilte sodann selbst zum „Fürstenhof“, um dort ein Zimmer für mich zu bestellen. Zugleich fuhr ich meinen Wagen in die Garage des „Fürstenhofes“. Alsdann suchte ich meinen Bruder Friedrich auf, der damals noch in Münster war. Ich sagte ihm: „Lieber Junge, du mußt fort.“ Er fragte: „Hat's noch Zeit bis morgen?“ Ich sagte: „Vielleicht, aber besser wäre heute.“ Tatsächlich ist mein Bruder an jenem Abend nach Oldenzaal gefahren, indem er Deutschland über ein Grundstück verließ, das halb auf deutschem Boden und halb auf holländischem Boden lag. So konnte er unerkannt holländischen Boden erreichen, während die Geheime Staatspolizei in seine Wohnung eindrang.

Ich selbst stieg mit Treviranus in das Auto aus Emmerich und fuhr zur holländischen Grenze. Unterwegs waren viele „Beamte“. Viele Wagen wurden kontrolliert. Aber die Wagen aus Emmerich allem Anschein nach nicht. Jedenfalls blieb unser Wagen verschont.

Die Fahrt über die Grenze verlief ohne Zwischenfall. Wir waren sehr froh, als wir in Arnhem in einem Hotel übernachten konnten.

Unbehelligt überschritt ich am folgenden Morgen die Grenze und kehrte über Münster nach Berlin zurück. Ich vertraute darauf, daß in meinem Freundeskreis kein Verräter sei.

Selbstverständlich interessierte mich das weitere Geschick meiner Freunde im Ausland. So war ich noch öfter in Holland und auch in England. Bei einer dieser Fahrten hörte ich, daß einer der Bekannten von Treviranus sehr wünschte, daß doch seine Frau, die eine Jüdin war und in Berlin wohnte, gerettet würde. Ich erklärte mich bereit, sie zu holen, vorausgesetzt, daß sie das Vertrauen zu mir haben würde. Dieses Vertrauen hatte sie in der Tat.

Nur sind wir diesmal nicht mit dem Auto gefahren, sondern mit dem FD-Zuge, nachdem ich vorher den bewährten Fahrer aus Emmerich an den Bahnhof von Emmerich gebeten hatte. Es war wieder alles geschehen, um der Fahrt über die Grenze die Gefahr möglichst zu nehmen.

So konnte ich auch dieses dritte Opfer, das die Gestapo haben wollte, ihr entreißen, ohne selber in die Hände der Gestapo zu fallen, obgleich ich doch bereits 1933 aus meinem Institut in Dahlem entfernt worden war und als Feind des Systems galt. 1935 war ich zum letztenmal jenseits der deutschen Grenze. 1936 nahm man mir meinen Paß.

Gott weiß allein, wieviel ich während jener Reisen und später im offenen und geheimen Ringen mit dem Nationalsozialismus durchmachen mußte. Doch davon möchte ich hier nichts erzählen.

Ich wollte nur, wie ich eingangs andeutete, dem Wunsche jener genügen die mich gebeten haben, gegenüber viel verbreiteten Märchen die Wahrheit herauszustellen.

Ein unveröffentlichtes Marx-Engels- Manuskript

Die Affäre Bangya — „Die großen Männer des Exils“

Gegen Ende der dreißiger Jahre sah sich der emigrierte Parteivorstand der Deutschen Sozialdemokratie in die Notwendigkeit versetzt, das gerettete Parteiarchiv mit zahlreichen wertvollen Dokumenten und Handschriften an das Internationale Institut für Sozialforschung in Amsterdam zu verkaufen. Man hat bisher nichts davon gehört, daß dieses Archiv den Nazis in die Hände gefallen oder durch den Krieg vernichtet worden wäre. Es ist anzunehmen, daß es weiter unversehrt im Besitz des Instituts ist.

Unter den Handschriften befand sich auch der Entwurf oder das Impurum eines nie veröffentlichten und bis heute unbekannt gebliebenen Marx-Engels-Pamphlets aus dem Jahre 1852, das, nachdem es zusammen mit anderen kleineren Arbeiten von Marx und Engels im Besitze von Eduard Bernstein entdeckt, Ende 1924 dem Archiv der Partei einverleibt worden war.

Über das Vorhandensein und den Inhalt dieser Streitschrift haben mehr als 75 Jahre die größten Zweifel geherrscht. Lange hat man geglaubt, daß das Pamphlet über das Karl Marx in den fünfziger und sechziger Jahren einiges hatte verlauten lassen, für immer verloren sei, und niemand wußte zu sagen, wem die Attacke von Marx und Engels gegolten hatte. Als Franz Mehring 1902 die Nachlaß-Ausgabe herausbrachte, erwähnte er im vierten Bande dieser Manuskript und sprach die Vermutung aus, daß es sich wahrscheinlich gegen Arnold Ruge und Gottfried Kinkel gerichtet habe. Wer gehofft hatte, daß die Veröffentlichung des umfangreichen Briefwechsels Marx-Engels durch Eduard Bernstein und August Bebel im Jahre 1913 Aufklärung bringen würde, sah sich bitter enttäuscht. Zwar war im Vorwort und in den Anmerkungen dieser Ausgabe gesagt, daß eine kleine Zahl von Briefen unveröffentlicht gelassen und andere gekürzt worden seien, aber gleichzeitig hatte Bernstein erklärt, daß es sich dabei nur um „Intimitäten“, „gleichgültige Dinge über gleichgültige Personen“ und „mißfällige Bemerkungen“ gehandelt habe. Nichts fand sich in der Veröffentlichung, was Aufschluß über Inhalt und Schicksal des Manuskripts hätte geben können. Auch Nachforschungen, die man in deutschen Staatsarchiven angestellt hatte, waren ohne jeden Erfolg geblieben.

Endlich, 1929, wurde ein Teil des Rätsels gelöst. Man erfuhr immerhin einige interessante Dinge. Das Marx-Engels-Institut in Moskau brachte eine neue, diesmal vollständige und ungekürzte Ausgabe des Briefwechsels durch den Berliner Marx-Engels-Verlag heraus, und in seinem Vorwort befaßte sich der Herausgeber D. Rjazanov eingehend mit den von Eduard Bernstein vorgenommenen Kürzungen und mit den Motiven, die ihn dabei geleitet hatten. In die Kritik wurde auch der als Vertreter der Tochter von Marx, Laura Lafargue, an der Herausgabe der Bernsteinschen Edition beteiligt gewesene Franz Mehring einbezogen, der gegen die Veröffentlichung starke Bedenken

gehabt hatte aus der nicht unberechtigten Vermutung, daß sie eher verwirrend als fördernd auf den Emanzipationskampf der Arbeiterklasse wirken, dem Parteienansehen Abbruch tun und dem Andenken Marx' und Engels' schaden würde. Eduard Bernstein, sich dieser Gefahren ebenfalls bewußt, hatte sich daher zu einer Säuberung entschlossen, und Mehring hatte diesem Verfahren zugestimmt.

Die Absicht Bernsteins und Mehrings, das Andenken an die beiden Großen der Arbeiterbewegung vor Schaden zu bewahren, hat zweifellos bei den Bernsteinschen Streichungsverfahren eine weit größere Rolle gespielt, als Bernstein im Vorwort und Anmerkungen deutlich gemacht hat. In der Tat sind aus diesem Grunde wichtige Briefe teils ganz weggelassen, teils erheblich gekürzt worden, und hierzu gehören, wie Rjazanov ausdrücklich bemerkt und in breiten Darlegungen ausführt, restlos alle Bemerkungen, die sich auf die „Affäre Bangya“ beziehen. „Diese bewundernswerte Sorgfalt zeigt, daß sich Bernstein von dem Motiv leiten ließ: er müsse hier etwas für Karl Marx im höchsten Grade Kompromittierendes verbergen.“

Die „Affäre Bangya“ aber ist nichts anderes als die Entstehungsgeschichte und das Schicksal eben jenes verloren geglaubten Pamphlets, und Bernsteins Besorgnisse, Karl Marx' Andenken durch den geringsten Hinweis darauf zu schaden, sind, wie ein genaues Studium der Angelegenheit beweist, nicht grundlos gewesen. Es ist eigenartig, daß diejenigen, die in den letzten zwei Jahrzehnten, d. h. seitdem der ungekürzte Briefwechsel vorliegt, Karl Marx als Menschen, nicht als Denker, angegriffen haben, nicht stärker auf den Fall Bangya hingewiesen und sich anscheinend nicht der Mühe unterzogen haben, die Fakten an Hand der Briefe zusammenzustellen. Sie hätten damit nicht nur die Möglichkeit gehabt, die von Marx und Engels über diese Sache gegebenen Darstellungen auf ihre Richtigkeit zu prüfen, sondern auch ein klares Bild zu gewinnen.

Karl Marx hat des Falles mehrfach in Zeitungsartikeln in Amerika, England und Deutschland Erwähnung getan und darüber in seiner Schrift „Herr Vogt“ (1861) folgendes gesagt:

„Ich selbst hatte Bangya mit seinem damaligen Freunde, dem jetzigen General Türr, 1850 in London kennengelernt. Den Verdacht, den mir seine Mogeleyen mit allen möglichen Parteien, Orleanisten, Bonapartisten usw. und sein Umgang mit Polizisten jeder »Nationalität« einflößten, schlug er einfach nieder durch Vorzeigung eines ihm von Kossuth eigenhändig ausgefertigten Patents, worin er, früher schon provisorischer Polizeipräsident von Komorn unter Klapka, zum Polizeipräsidenten in partibus bestellt war. Geheimer Polizeichef im Dienste der Revolution, mußte er sich natürlich die Zugänge zur Polizei im Dienste der Regierungen »offen« halten. Im Laufe des Sommers 1852 entdeckte ich, daß er ein Manuskript, das ich ihm zur Besorgung an einen Buchhändler in Berlin anvertraut, unterschlagen und einer deutschen Regierung in die Hände gespielt hatte. Nachdem ich über diesen Vorfall und andere mir längst

auffällige Eigentümlichkeiten des Mannes an einen Ungarn zu Paris geschrieben, und durch die Intervention einer dritten genau unterrichteten Person das Mysterium Bangya völlig gelöst worden war, sandte ich eine öffentliche Denunziation, unterzeichnet mit meinem Namen, Anfang 1853 der New-Yorker Criminalzeitung zu. Bangya, in einem noch in meinem Besitz befindlichen Rechtfertigungsschreiben, hob hervor, wie ich am wenigsten Grund hätte, ihn für einen Spion zu halten, da er stets (und dies war richtig) vermieden habe, mit mir über meine engen Parteiangelegenheiten zu sprechen. Obgleich Kossuth und seine Anhänger damals den Bangya nicht fallen ließen, erschwerte ihn: dennoch meine Enthüllung in der Criminalzeitung fernere Operationen in London und ergriff er um so williger die Gelegenheit, die ihm die orientalische Wirre zur Verwertung seiner Talente auf einem andern Theater bot."

Diese Darstellung ist wenig erschöpfend; sie verschweigt wichtige Fakten und erweckt einen schiefen Eindruck. Sie sagt nichts über den Inhalt des Manuskripts und nicht, daß es auf Bestellung des Bangya geschrieben und von diesem bezahlt wurde. Die öffentliche Denunziation aber erfolgte nicht ganz freiwillig. Schon der Ort, wo sie erfolgte — New York — muß Befremden erregen. In Wahrheit war sie die Entgegnung auf einen Angriff auf Marx in einer anderen New Yorker Zeitschrift, in dem dieser nicht nur wegen seiner Beziehungen zu Bangya, sondern hauptsächlich wegen des gefährlichen Inhalts des Manuskripts attackiert worden war. Marx wurde vorgeworfen, durch die in diesem Pamphlet enthaltenen Charakterskizzen der „Großen Männer des Exils“ Material über andere, mit Marx verfeindete deutsche Revolutionäre durch Aushändigung an den als Spitzel bekannten Bangya der preußischen Polizei in die Hände gespielt zu haben. Marx verteidigte sich gegen diesen Vorwurf durch die Erklärung, die von ihm angegriffenen Emigranten nicht als „staatsgefährliche Revolutionäre“, sondern als „konterrevolutionäre Strohwinde“ gezeichnet zu haben, so daß die Polizei nichts darin habe finden können, was für sie von Wichtigkeit hätte sein können. Inwieweit diese Behauptung den Tatsachen entspricht, wird sich erst sagen lassen, wenn der Wortlaut des Impurums des Pamphlets bekannt sein wird.

Es kann keine objektivere und bessere Darstellung der „Affäre Bangya“ und der Geschichte des Pamphlets der „Großen Männer des Exils“ geben, als sie sich in der im Auftrage des Marx-Engels-Instituts in Moskau veröffentlichten Ausgabe des Marx-Engels-Briefwechsels findet. Ergänzt sind die hier nachfolgenden Auszüge aus diesem Briefwechsel lediglich durch Angaben, die einem anderen Werke des genannten Moskauer Instituts, „Karl Marx, Chronik seines Lebens“ entnommen sind, einem Werke von erstaunlicher Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit. Weggelassen sind lediglich solche Stellen, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der „Affäre“ selbst stehen. Beigefügt sind einige wenige Stellen aus Briefwechsel und Chronik, die ein Bild der geistigen Atmosphäre der damaligen Emigration vermitteln, ohne die die Fakten nicht verständlich wären.

Einleitend sei vermerkt, was über die Persönlichkeit Bangyas im Namensregister der Chronik gesagt ist:

„Bangya, Johann (1817—1868) ungar. Off., Journalist, intimer Mitarbeiter Klapkas, Kossuths, 1850- -1853 zugleich Geheimagent der österr., preuß. u. franz. Polizei, später Off. u. Polizeichef in türk. Diensten.“

Etwa Mai 1850.

Marx tritt in Verbindung mit Vertretern der „entschiedenen revol. Partei Ungarns“, wird u. a. mit Stephan Türr u. Johann Bangya bekannt.
(Chronik)

3. Februar 1852.

Marx wird das erstmal von dem ungar. Offizier Bangya besucht, der ihm Einzelheiten über das Verhältnis zwischen Kossuth und Mazzini, Kossuth und Kinkel, ferner über die Opposition gegen Kossuth im Lager der ungar. Emigranten mitteilt.
(Chronik)

4. Februar 1852.

„... Gestern war »Colónel« Bangya bei mir. Erzählte u. a.: Kossuth hielt folgende Ansprache an die in London bei ihm versammelten ungar. Flüchtlinge: »Ich werde für euch alle sorgen daß ihr mir alle treu ergeben und anhänglich seid. Ich bin nicht Narr genug, um Leute zu füttern, die mit meinen Gegnern intrigieren. Id. verlange daß jeder sich unbedingt erkläre.« So sprach dieser humble Kossuth hinter den Gardinen. — Weiter erfuhr ich von Bangya, daß Szemere, Kasimir Batthanyi und Perczel, der General, nach London kommen und ein Antikomitee gegen Kossuth errichten werden.“
Marx an Engels.

23. Februar 1852.

„... Bangya ist ein Agent von Batthanyi. Er vertraute mir an, daß Batthanyi und Czartoryski mit Bonaparte mogeln und ihn fast täglich sehen. Er (Bonaparte) will sich hinter dem Rücken Rußlands und Österreichs Alliierte in der aristokratischen Emigration Polens und Ungarns sichern...“
(Marx an Engels)

März 1852.

Marx verkehrt viel mit Bangya... (Chronik)

Anfang März 1852.

Marx schreibt auf Ersuchen Bangyas für Szemere (ungar. polit. Emigrant in Paris) einige „Federskizzen“ über die kleinbürgerl.-demokr. Emigrantenführer, übergibt sie Bangya zur Weiterleitung nach Paris. (Chronik)

16. April 1852.

Marx bietet Bangya an, ihn zu einer Zusammenkunft des Kommunistenbundes einzuladen. Bangya lehnt ab. (Chronik)

24. April 1852.

„... Heise, jetzt Willichs Intimus, teilen ein Bett. Was ist an dem Kerl. Sie renommierten wieder mit einem Putsch in Deutschland...“
(Marx an Engels)

Etwa 28. April 1852.

Bangya macht Marx den Vorschlag, für einen deutschen Buchhändler, mit dem Bangya in Verbindung steht, ein anonymes Pamphlet mit „Charakterbildern“ der Führer der deutschen Emigration zu schreiben. Marx stimmt zu. (Chronik)

30. April 1852.

„... Dronke (Gesinnungsfreund von Marx u. Engels) ist saint (!) et sauf hier eingetroffen. Von ihm habe ich erfahren, daß der „brave“ Techow eine Charakteristik über uns in die Schweiz geschickt, worin er weidlich schimpfte, speziell über Dich ... Schily (Kommunist in Genf) verlangte, die Herren sollten sich mit uns ausgleichen. Darauf erfolgte ein Gutachten, gezeichnet Willich, Techow, Schapper, Schimmelpfennig, worin es u. a. hieß: 1. habe man vollständig mit dieser ganz machtlosen Partei gebrochen; 2. seien Polizeispione unter uns, die alles der preußischen Regierung anzeigten. — — —

... Apropos. Ich hatte dem Bangya für Szemere einige Federskizzen der großen deutschen Männer in London gegeben. Dieser Brief ist, ich weiß nicht wie, einem deutschen Buchhändler vorgelesen worden, ohne daß man ihm meinen Namen gegeben hätte. Er verlangt jetzt ‚Charakterbilder‘ dieser Herren und soll, wie Bangya sagt, parat sein, 25 Pfund Sterling für einige Druckbogen zu geben. Natürlich anonym oder pseudonym. Nun, qu'en penses-tu? Eigentlich müßten wir eine solche Humoreske zusammen machen. Ich habe einige Bedenkllichkeiten. Glaubst Du, daß ich auf die Scheiße eingehen soll, so mußt Du aus meinen Briefen eine Kollektion machen und aus den Sachen, die Du sonst hast, worin sich Fragmente zur Charakteristik der Hunde finden. Jedenfalls müßtest Du mir einige Glossen über Willich in Aktion (Badischer Feldzug) und in der Schweiz (als Flüchtling) schicken ...“ (Marx an Engels)

6. Mai 1852.

„... Apropos. Eben erhielt ich einen Brief von Bangya. Der Buchhändler in Berlin hat jetzt also den definitiven Vorschlag gemacht: 25 Pfund Sterling für 5 bis 6 Charakterbilder, 24 Freixemplare. Ich erhalte von Bangya das Geld, sobald ich ihm das Manuskript abliefern. Aber der Mann verlangt Eile. — Mein Plan ist: Einstweilen mache ich mit Dronke, wodurch mein Stil plus ou moins verschwindet, das Brouillon. Nach 14 Tagen ist es dann vielleicht möglich, mit Dir ready zu machen. Jedenfalls mußt Du mir über Willich während des Feldzuges und in der Schweiz noch einiges schreiben ...“ (Marx an Engels)

7. bis 25. Mai 1852.

Marx arbeitet mit Dronke an den „Charakterbildern“ der „großen Männer des Exils“.

7. Mai 1852.

„... Jetzt einen Putsch zu beabsichtigen, ist eine bêtise und eine Gemeinheit. Aber freilich: »Es muß doch etwas geschehen. Es muß doch was

getrieben werden.« Es wäre den Chefs, die das Ding leiten sollten, zu wünschen, daß sie sämtlich gefangen und fusiliert würden, aber freilich, die großen Männer werden sich hüten und der Heros Willich wird ruhig in London bleiben, solange noch Geld in der Kasse, Kredit bei Schärttner und freie Röcke und Stiefel ad libitum in der Schneiderei und Schusterei zu haben sind. So versteht Herr Willich die Verpflegung der Armeen . . .

Die Sache wegen der Charakterbilder ist soweit gut. In vier Wochen kann das Ding fertig sein. Sorge nur für jemand Zuverlässigen, der die Sache ins Reine schreibt, damit eine ganz unbekannte Handschrift in die Welt geht. Wenn Du herkommst, bringe die Americana (die in USA veröffentlichten Artikel), die komplette Neue Rheinische Zeitung und die nötigen schriftlichen Dokumente mit . . .” (Engels an Marx)

19. Mai 1852.

„... Schreibe mir umgehend, wie es mit Deinen Charakterskizzen steht. Da ich nämlich durch all die Veränderungen hier für den Augenblick einen tüchtigen Haufen Arbeit bekommen werde, kann ich in den nächsten Tagen an viel Zusammenarbeiten mit Dir denken, doch wäre es mir lieb Dich sobald wie möglich hier zu sehen. Könntest Du also mit Dronke diese Sache soweit wie möglich fertigmachen, damit wir hier in ein paar Abenden sie vollständig abmachen können . . .” (Engels an Marx)

22. Mai 1852.

„Willich hat ein ganz hübsches Abenteuer erlebt. Frau von Brüning, bei der er freie Tafel hatte, gefiel sich darin mit diesem alten Bock wie mit den übrigen Ex-Lieutenants zu kokettieren. Eines Tages stürzt das Blut unsrem Asketen in den Kopt, er macht einen tierisch-brutalen Angriff auf Madame und wird mit Glanz zum Hause hinausgeschmissen . . .”

(Marx an Engels)

Etwa 26. Mai bis 26. Juni 1852.

Marx in Manchester, wo er gemeinsam mit Engels das Pamphlet über die „großen Männer des Exils“ ausarbeitet, für das er sich von W. Wolff, Weydemeyer und Dronke (Gesinnungsfreunde) Material zusenden läßt. Das Pamphlet — eine bloße Verhöhnung der kleinbürgerlich-demokratischen Emigrantenführer und ihres Verbündeten Willich — bringt die Darstellung von Anfang 1850 bis Herbst 1851 . . . und enthält mehr oder minder ausführliche „Federskizzen“ über Kinkel, Ruge, Heinzen Struve, Harro Harring, Meyen, Faucher, R. Schramm, Ronge, Fickler, Goegg u. a. . . . (Chronik)

8. Juni 1852.

Marx ersucht Bangya (von Manchester aus) brieflich um einen Vorschuß auf das Honorar, den Bangya Frau Marx übergeben soll. — Bangya entschuldigt sich am 12 Juni in einem Brief an Frau Marx, daß er nicht in der Lage sei, dem Wunsch nachzukommen. (Chronik)

28. bis 30. Juni 1852.

Marx diktiert seiner Frau und Dronke das Manuskript. (Chronik)

Juli 1852.

Bangya teilt Marx mehrfach Informationen über die Konspirationen der Orleanisten mit sowie über die Rolle des Provokateurs Cherval Krämer, der obgleich im Dienste der preußischen Polizei, eine Pariser Gemeinde des Willichschen Sonderbundes leitete ... (Chronik)

3. Juli 1852.

„... In London wurde sofort das Manuskript abgeschrieben. Montag Mittag war es fix und fertig. Ich diktierte abwechselnd meiner Frau und Dronke. Mittwoch Mittag erhielt ich das Geld. Bangya zog die bewußten 7 Pfund Sterling ab, außerdem das Debet an Dronke für seine Mitarbeit. So blieb eine Summe übrig, die nicht einmal für das Haus ausreicht ... Die Bande zerbricht sich den Kopf über unsere Broschüre. Namentlich Meyenkäfer (Eduard Meyen) schwitzt Todesangst. Er weiß sich gar nicht zu erinnern, daß er je das geringste gegen uns gefrevelt. Willich hat bei mir anklopfen lassen, ob auch die Brüning-Geschichte vorkommt. Das macht ihm viel Skrupel ... Schapper hat mir reuige Bekenntnisse machen lassen. Erwidert: Erst solle er öffentlich mit Willich brechen, das Spätere würde sich finden. Das sei die *conditio sine qua* ...

Louis Napoleon bedarf unter allen Umständen eine Konspiration. Er hat eine auf dem Hals, von der er noch nichts zu wissen scheint. Die der Familie d'Orleans, deren Agent Herr Bangya ist. Plan: Bonaparte soll eines Abends bei seiner Winkelhure, zu der er hinter dem Rücken der Engländerin schleicht, abgefangen werden. Ein Hauptagent der Polizei ist bestochen. Zwei Generale sollen gewonnen sein ... was meinst Du: Wenn noch einmal einer der d'Orleans nach Paris reist und man erführe etwa das Datum, sollte man dem »vrai prince« (Louis Bonaparte) nicht den »faux prince« (d'Orleans) denunzieren d'une manière ou d'une autre? Sag mir Deine Ansicht hierüber ...“ (Marx an Engels)

6. Juli 1852.

„... Wegen der Orleans? Pourquoi pas? Den braven Joinville oder so einen à la Duc d'Enghien behandeln zu lassen, wäre doch schön und pourquoi le neveu ne ferait-il pas fusiller aussi son Bourbon? ...“

(Engels an Marx)

13. Juli 1852.

„... Bangya ist jetzt sehr intim mit dem orleanistischen Intriganten de Résumat. Ein Ungar warnt ihn (de Résumat) vor dem Manne, der in dem Komplott allemand-français die Deutschen „verraten“ habe. Résumat hat Agenten mitten auf der Präfektur in Paris. Er schreibt ihnen also, sans mot dire à Bangya, ihm über diesen Herrn zu berichten. Antwort: Bangya sei durchaus unverdächtig. Er habe sich zur rechten Zeit aus dem Staube gemacht, sonst würde man auch ihn gefaßt haben ...“ (Marx an Engels)

22. Juli 1852.

„Sie sollen, wie mir berichtet wird, zu Cincinnati vor Anneke (Kommunist in USA, ehemaliger Offizier und Teilnehmer am badischen Aufstand) oder andern Deutschen folgende Äußerung riskiert haben: »Marx und Engels sind keine Revolutionäre, wohl aber zwei Lumpen, die in London von den Arbeitern aus den Wirtshäusern herausgeworfen wurden.« Ich erwarte umgehend Ihre Erklärung. Stillschweigen wird als Eingeständnis betrachtet.“

(Marx an Gottfried Kinkel)

23. Juli 1852.

„Seit dem Artikel über mich, der unter Ihren Auspizien während meiner Gefangenschaft publiziert worden ist (Marx hatte April 1850 zusammen mit Engels einen scharfen Artikel ‚Gottfried Kinkel‘ in der Revue der Neuen Rheinischen Zeitung veröffentlicht, in dem beide ihn wegen seiner Verteidigungsrede vor dem Kriegsgericht in Rastatt kritisiert hatten), habe ich mit Ihnen nichts mehr zu schaffen. Glauben Sie durch Annekes oder anderer Ehrenmänner Zeugnis, nicht durch anonyme Insinuation, den Beweis führen zu können, daß ich etwas Ihre oder Herrn Engels Ehre Verletzendes mit Unwahrheit gesagt oder veröffentlicht habe, so muß ich Sie wie jeden, mit dem ich weder persönlich, noch im politischen Leben mich berühre, auf den gewöhnlichen Weg verweisen, den gegen Injurie oder Libel (Verleumdung) allen das Gesetz öffnet. Außer auf diesem Wege werde ich mit Ihnen ferner nicht verhandeln. (Gottfried Kinkel an Marx)

23. August 1852.

Marx richtet einen Brief an Bangya mit Vorwürfen wegen des Nichterscheinens des Pamphlets „Die großen Männer des Exils“ und fordert ihn auf, reinen Wein einzuschenken.

(Chronik)

September 1852.

Marx erhält durch Zerffi (Geheimagent der österreichischen Regierung, den er im August durch Bangya kennengelernt hat) eine Denkschrift Leopold Häfners (Polizeispitzel in Paris) über bekanntere Persönlichkeiten der Emigration zugesandt.

(Chronik)

24. September 1852.

Marx kommt durch Vermittlung Bangyas mit einem orleanistischen Agenten zusammen.

(Chronik)

7. Oktober 1852.

Marx ersucht einen Bekannten, Erkundigungen über einen Buchhändler Eisenmann in Berlin einzuholen, der das Pamphlet über „Die großen Männer“ bei Bangya bestellt haben soll.

(Chronik)

10. Oktober 1852.

„... Ich bin des ewigen Hinschleppens mit der Broschüre jetzt leid. Von Monat zu Monat sollte sie erscheinen und nie kommt sie. Ein Vorwand nach dem andern wird aufgetrieben und wieder fallen gelassen. Endlich

heißt's: Michaelismesse kommt sie ganz positiv. La Trinité se passe, Marlborough ne revient pas. Im Gegenteil heißt es, der Mann sei tot und Bangya wisse nicht, was aus dem Manuskript geworden. Das ist zu toll. Wir müssen endlich reinen Wein eingeschenkt erhalten. Die Geschichte wird täglich verdächtiger. Ich will nicht und Du gewiß auch nicht, daß unsre gemeinschaftliche Arbeit in falsche Hände gerate. Wir haben fürs Publikum geschrieben und nicht für das Privatvergnügen der Berliner oder sonst einer Polizei, und wenn mit Bangya nichts anzufangen ist so werd' ich auf eigne Faust in der Sache Schritte tun... Ich wette wir werden den faulen Fischen auf den Grund kommen. Was soll denn das alles heißen mit dem Buchhändler Eisenmann, der gar nicht im Buchhändlerkatalog aufzutreiben ist!... Wenn die Sache nicht in Ordnung ist, ist es unbedingt nötig, daß wir eine öffentliche Erklärung erlassen, damit man uns nicht einen Streich spielt wie mit der pièce Tachereau dem Banqui, und zwar in allen gelesenen deutschen Blättern. Was die Geheimniskrämerei des Bangya angeht, so ist sie hier mindestens sehr übel angebracht, und ich bin der Tergiversationen für meinen Teil satt und werde jetzt selbst tun, was ich für angemessen halte..."

(Engels an Marx)

16. Oktober 1852.

"... Gestern erhielt ich von Dronke eine lange Abhandlung über Bangya. Ich muß Dir sagen, daß nach den elenden Lügereien mit unserm Manuskript ... mir kaum die Möglichkeit eines Zweifels bleibt, daß er preußischer Spion ist. Daß er sich bei den Ungarn hält, ist kein Beweis für das Gegenteil; beruft er sich bei uns auf die Ungarn, so beruft er sich bei den Ungarn auf uns. Diese Sache muß unbedingt und schleunigst untersucht werden und wenn Herr Bangya nicht dans les vingt-quatre heures genügende Auskunft über den Verbleib des Manuskripts, die ehemalige Adresse des angeblichen Eisenmann, Straße und Nummer, und seine höchst problematischen Existenzquellen gibt, so bin ich sehr dafür, daß die Kölner Advokaten (im gerade spielenden bekannten Kommunistenprozeß) direkt den Herrn Stieber (Leiter d. preuß. polit. Polizei) befragen, was er über einen gewissen Colonel Bangya weiß. Nach den bis dahin vorgekommenen Enthüllungen wird Herr Stieber nicht mehr wagen, falsch zu zeugen, da er nicht wissen kann, was kommen wird."

(Engels an Marx)

27. Oktober 1852.

Marx erhält von einem Bekannten die Mitteilung, daß der angebliche Buchhändler Bangyas, Eisenmann, in Berlin nicht existiere. (Chronik)

27./28. Oktober 1852.

Marx macht Bangya — mit Berufung auf Engels' Drängen — Vorhaltungen wegen der „großen Männer“. In einem Briefe an Engels vom 29. Oktober erklärt Bangya, er stehe mit seinem Kopf dafür, daß die „Großen Männer“ im November entweder erscheinen würden oder er das Manuskript zurückerstatten werde.

(Chronik)

4. November 1852.

„... Einliegend ein Brief von Collmann an Bangya, den ich zurück-
erbitte...“ (Marx an Engels)

6. November 1852.

„Die Geschichte mit dem Collmann ist faul. Dieser Collmannsche Brief ist genau von derselben Handschrift wie die früheren Eisenmannschen; ich werde ihn Dir morgen zurückschicken, aber ich bin der Ansicht, daß man ihn behalten muß. Il y a là un faux. Wir werden bald erfahren, was an diesem Collmann ist; indessen laß Dir doch von Bangya Aufschluß geben, wie denn Herr Collmann dazu kommt, unter einer falschen Firma zu unterzeichnen usw. und warum »der Mann« und welcher Mann gestorben sei und wie es komme, daß er jetzt auf einmal wieder lebe. Laß Dir auch von Herrn Bangya den »Kommissionär« in London nennen, den er nach dem einen Brief kennt. Erkundige Dich auch nach Collmann.

Es ist sehr kurios, all die Briefe kommen per Gelegenheit, da ist nie ein Poststempel drauf, sie sind alle in einem so liederlichen, nonchalanten Ton geschrieben, daß die Geschichte höchst verdächtig aussieht. Dieser ist auch wieder »in einem Gasthof bei einem Freund« geschrieben. Das sieht alles nicht businesslike aus. Auch die alberne Ausrede, es sei seine Sache, wann das Manuskript zu drucken sei. Genug, wenn Herr Bangya auch so ehrlich ist, wie es einem verlogenen Slawen möglich ist, so scheint mir sein Freund in Berlin doch ein Hauptschurke zu sein. Indes jetzt muß sich die Sache aufklären, da Herr Collmann hier direkt als Eigentümer des Manuskripts und als Verleger auftritt. Existiert kein Buchhändler des Namens, so ist die Geschichte fertig.

Die Theorie, daß ein Verleger ein Manuskript jahrelang in seinem Pult liegen lassen kann, ist übrigens neu und sieht auch nicht sehr buchhändlerisch aus. In einem Gasthof schreibt man auch nicht auf solches Sau-Papier, das einem preußischen Büro viel ähnlicher sieht. Enfin, nous verrons...“ (Engels an Marx)

10. November 1852.

„... Was Bangya angeht, so halte nur den Brief von Collmann. Wenn er mich danach fragt, werde ich fortwährend vergessen haben, Dich um Rücksendung zu bitten. Läge ein absichtlicher Betrug von Bangyas Seite vor, so würde er selbst uns die Überführungsstücke gegen ihn in die Hände geliefert haben... Ich habe Bangya einen Brief an Collmann gegeben, worin ich ihn in Bezug darauf, daß kein Termin für die Veröffentlichung der Broschüre kontraktlich abgemacht ist, erkläre, es sei auch nicht kontraktlich abgemacht, daß wir das Originalmanuskript, in dessen Besitz wir noch seien, nicht in Brüssel oder New York, wenn es uns beliebt, drucken lassen. Ebenso wenig sei kontraktlich abgemacht, daß nicht in 14 Tagen der zweite Teil, der fertig sei und ein für sich abgeschlossenes Ganzes bilde, bei einem andern Buchhändler, unter besondrem Titel, erscheine usw. ...“ (Marx an Engels)

26. November 1852.

Marx wird brieflich von einem Bekannten informiert, daß der neue, von Bangya vorgeschobene Buchhändler Collmann in Berlin nicht nachweisbar sei. (Chronik)

3. Dezember 1852.

„... Herr Bangya hat heute von mir folgenden Brief erhalten: »Ich erhalte heute einen Brief von Engels mit höchst kuriosen Mitteilungen... Engels hat Geschäftsfreunde in Berlin beauftragt, Erkundigungen einzuziehen. Sie berichten ihm nun nach den sorgfältigsten Nachforschungen: 1. existiere keine Firma Collmann, 2. existiere kein Individuum Collmann unter der angegebenen Adresse 58 oder 59 Neue Königstraße, 3. sei Collmann überhaupt nicht in Berlin aufzutreiben. — Engels macht mich ferner darauf aufmerksam, daß die beiden Briefe, gezeichnet Eisenmann und der Brief gezeichnet Collmann von derselben Hand herrühren, daß alle drei die sonderbare Eigenschaft besitzen, lose Zettel ohne Poststempel zu sein, daß in den zwei ersten Eisenmann, in dem letzten Collmann als Verleger direkt auftritt usw. und daß die Sache in den siebenten Monat verschleppt ist unter Vorwänden, die sich wechselseitig widersprechen... Ich gestehe Ihnen, daß ich beim besten Willen immer wieder gezwungen bin, Sie verdammt unklar zu finden und daß ich ohne meine persönliche Freundschaft für Sie ohne weiteres in den Schluß von Engels Brief einstimmen würde: *Après tout, il paraît pourtant qu'on a voulu nous jouer.* Ihr Marx.«“ (Marx an Engels)

3. Dezember 1852.

Bangya weist noch am selben Abend in seiner Antwort jede Verdächtigung scharf zurück, verlangt volles Vertrauen und verspricht Klärung der Verzögerung in kurzer Zeit. (Chronik)

24.—28. Dezember 1852.

Zerffi (österr. Geheimagent), dem Marx am 24. 12. den Fall Bangya mitteilte, antwortet, Bangya habe das Manuskript wahrscheinlich dem preuß. Polizeileutnant Greif übergeben, mit dem er seit längerer Zeit in Verbindung stehe. Laut seiner Antwort vom 28. 12. hält Marx es für zweckmäßig, Bangya nicht sofort zu entlarven, sondern erst, nachdem es ihm gelungen sei, die „Großen Männer“ auf Grund der Kopie in irgendeinem Verlag erscheinen zu lassen. (Chronik)

30. Dezember 1852.

Szemere (ungar. polit. Emigrant in Paris) sendet seinen ersten Brief an Marx mit Lob über den „18. Brumaire“ und Warnung sowohl vor Bangya wie vor Zerffi, „die höchstens dazu gut seien, um durch sie etwas vom feindlichen Lager zu erfahren“. (Chronik)

Mitte Februar 1853.

Marx wird mehrmals von Zerffi besucht, der ihn über Bangyas Spionagetätigkeit informiert. (Chronik)

23. Februar 1853.

„... ad vocem Bangya. Hält sich jetzt in Paris auf. Ich habe nun die Beweise in Hand, daß der Edle Agent der Österr. Regierung ist. Seine Rückkehr in Frankreich hat er sich erkaufte, indem er einen geheimen Posten bei dem französ. Polizeiministerium angenommen hat. Gleichzeitig ist er in Paris als offizieller Agent von Kossuth, der Geld von Bonaparte haben will. Der Kerl hat sich übrigens in Paris in ein Netz verstrickt, in dem er sich selbst fangen wird. — Was unser Manuskript betrifft, so hat er es dem Greif verkauft... Übrigens haben beide die Regierung belogen, als hätten sie dies „Dokument“ aus dem Archiv einer „geheimen Gesellschaft“ sich zu „verschaffen“ gewußt. Das ist ja der Kunstausdruck.
(Marx an Engels)

22. März 1853.

„... Zerfft ist hier. Er flüchtete von Paris bei der Razzia auf fremde Korrespondenten. Glaubt, daß Freund Bangya ihn als Verfasser einiger Artikel in der »Kölnischen Zeitung« denunziert hat...“
(Marx an Engels)

April 1853.

Marx bemüht sich vergeblich um einen Verleger für „Die großen Männer des Exils“.
(Chronik)

8.—12. April 1853.

Marx erhält am 8. 4. aus Amerika die Mitteilung über den bevorstehenden Abdruck einer Artikelserie von W. Hirsch: „Bekenntnisse eines Spitzels“, in der die Beziehungen von Marx zu Bangya öffentlich behandelt werden sollen. Marx sendet daraufhin einen Offenen Brief an die New Yorker Criminalzeitung, in dem er erklärt, daß das Bangya eingehändigte Manuskript die darin angegriffenen Emigrationshelden „nicht als staatsgefährliche Revolutionäre, sondern als konterrevolutionäre Strohwische“ geschildert habe, die Polizei also durchaus nichts für ihre Zwecke Brauchbares finden konnte.
(Chronik)

(Der Angreifer Hirsch, ursprünglich kaufmänn. Angestellter in Hamburg, kam Ende 1851 nach London, wurde Mitglied des Marxschen Kommunistenbundes, nach wenigen Wochen aber wegen Spitzelverdachts ausgeschlossen.)

10. April 1853.

„... Die Sache Bangya wird wohl auf sich beruhen müssen, bis wir das Hirschsche Aktenstück in Händen haben. Die Geschichte ist nicht angenehm, indessen, au bout du compte, es ist besser, sie jetzt abzumachen als später. Wie du mir schreibst, hast du jetzt ja volle Beweise gegen Bangya in der Hand. Da wir jetzt wissen, was kommt, haben wir Zeit, unsre Antwort gehörig zurechtzumachen.
(Engels an Marx)

23. April 1853.

„... Bangya ist wieder hier, auch Stieber (Leiter der preuß. polit. Polizei) und Goldheim (preuß. Polizeioffizier) ...“
(Marx an Engels)

26. April 1853.

„...Heute (21. 4. 53) hatten Stieber und Goldheim eine Konferenz mit Bangya...“ (Auszug aus einem anonymen Schreiben, erwähnt im Briefe von Marx an Engels)

5. Mai 1853.

Unter dem Titel „Hirsch's Selbstbekenntnisse“ erscheint Marx' Offener Brief zur Sache Bangya in der New Yorker Criminalzeitung. (Chronik)

Damit endet im Briefwechsel und in der Chronik die „Affäre Bangya“ und das Thema der „Großen Männer des Exils“. Wohl haben sich Marx und Engels später — im Jahre 1857 — als Bangya in den Dienst der türkischen Regierung getreten und eine zweideutige Rolle spielte, noch mehrfach mit seiner Person befaßt, aber diese Dinge hatten nichts mehr mit dem Manuskript zu tun. Auch die in den späteren Jahren veröffentlichten Artikel von Marx in der „Free Press“, London März 1857), in der Londoner „Tribune“ (Mai und September 1858) und in der Berliner „Reform“ (Juni 1865) brachten nichts Neues hinsichtlich des verschollenen Manuskripts.

Die Kenntnis der Namen derer, mit denen sich das Pamphlet befaßte, sind nur durch die Veröffentlichung des Briefwechsels und der Chronik bekanntgeworden. Manche von ihnen sind heute vergessen, Willich, Kinkel, Struve, Ruge und Ronge aber gehören der Geschichte an, viele von ihnen waren ebenso aktive Kämpfer für die deutsche Freiheit, wie Marx und Engels es gewesen sind.

Die Welt hat es dem Marx-Engels-Institut zu danken, daß sie heute den Menschen Marx so sieht, wie er in Wirklichkeit war. Ob es dem Andenken des genialen Denkers und der Arbeiterbewegung einen Dienst erwiesen hat, ist eine andere Frage.

EBERHARD PECHEL

Die Schweiz — einmal anders gesehen

In vielen deutschen Zeitungen und Zeitschriften erscheinen Artikel über die Schweiz, meist von den — leider noch so wenigen — Deutschen geschrieben, die das Glück haben, dieses erhaltengebliebene Stück Europa besuchen zu können. Es fiel mir auf, daß in diesen Aufsätzen in der Hauptsache von gefüllten Läden, vom Reisekomfort, von Schokolade und Zigaretten, vom „new look“ usw. die Rede war. Ich weiß nicht, ob es richtig ist, dem weitgehend vom Leben der Außenwelt abgeschlossenen innerdeutschen Leser diese — ruhig betrachtet — Äußerlichkeiten eines geordneten Wirtschaftslebens als Charakteristika der Schweiz vorzusetzen; ja, ich finde sogar, daß man der Schweiz — oder dem, was die Schweiz heute für uns bedeutet — damit unrecht tut. Charakteristisch für die Schweiz sind andere, tieferliegende Dinge — ich darf in diesem Zusammenhang nur an die Aufsätze von Ernst Schürch „Die politische Architektur des Schweizerhauses“ (Deutsche Rund-

schau, Heft 5/48) und Walter Lohmeyer „Das Werden der ältesten Demokratie“ (Deutsche Rundschau, Heft 10/47) erinnern. Es wirkt nicht besonders glücklich, wenn in die Schweiz einreisende Deutsche sich in Lobeshymnen über die Sauberkeit der Straßen und der Eisenbahn, über die Dekoration der Läden, den Überfluß an allen guten und schönen Dingen des Lebens ergehen — ist unser Gedächtnis so kurz, daß wir vergessen haben, daß dies alles einmal auch in Deutschland selbstverständlich war? Es ist eine altbekannte und traurige Tatsache, daß Kriege — und speziell Bombenkriege — die betroffenen Länder nicht gerade verschönern, und es ist ebenso eine Tatsache, daß wir heute in Deutschland weit unter dem Niveau leben, das wir einmal als selbstverständlich für uns in Anspruch genommen haben. Es ist anzunehmen, daß wir zumindest einen Teil dieser Äußerlichkeiten des täglichen Lebens, die hier in der Schweiz ins Auge springen, in relativ kurzer Zeit wieder erreichen könnten, wenn man uns die Chance zum Arbeiten geben würde. Deshalb finde ich es verfehlt, in dieser Zwischenzeit, in der wir leben, die Rolle des heruntergekommenen, ehemals reichen Verwandten zu spielen — sie ist peinlich und riecht nach Selbstbemitleidung. Man kann über die furchtbare Not, die unser Land befallen hat, im Ausland mit einer gewissen Würde sprechen, ja, man hat als Deutscher, der den Vorzug genießt, heute ins Ausland zu kommen, die Verpflichtung, die Dinge so darzustellen, wie sie sind, ohne dabei in Bettelei und Weinerlichkeit zu verfallen. Wir sind keine Halbwilden aus dem hintersten sibirischen Urwald, wir sind in Not gekommen durch eigene Schuld und müssen trachten, daß wir uns so schnell wie möglich wieder herausarbeiten. Doch sehen wir uns einige Beispiele an, die für die Schweiz und die Schweizer wirklich charakteristisch erscheinen — für die Schweiz als lebenden Organismus und nicht die Schweiz als Reliquie eines Europas, das im Feuer des zweiten Weltkrieges versunken ist und erst mühevoll wiederaufgebaut werden muß.

*

Am Ufer des Züricher Sees, in der Bahnhofstraße — kurz, an allen Plätzen, wo das Leben dieser geschäftigen Stadt pulsiert, kann man eine Menschenmenge treffen, die sich um einen weißhaarigen Greis mit scharfem Profil schart. Der alte Mann, eher wie ein Apostel aussehend und sich gebärdend, spricht zu der teils amüsiert, teils ergriffen lauschenden Menge über den Segen der Arbeit, das harte Leben der Schweizer Bergbauern, über seine eigene Gottesauffassung, und schließt gewöhnlich mit der These, daß alle anderen Berufe außer dem des Bauern, der seine eigene Erde bebaut, weitgehend steril seien — ein Nachkomme der Physiokraten, wie es scheint. Es sind aber beileibe nicht diese Thesen, die mich veranlassen, dieses Beispiel anzuführen, es ist auch nicht die Person des alten Apostels — es ist die unbedingte Freiheit der Rede in der Schweizer Demokratie, die sich hier offenbart, die Tatsache, daß es jedem Staatsbürger verstattet ist, an einem ihm zusagenden Platz zu seinen Mitbürgern über ein Thema zu sprechen, das er behandeln will ja auch über die Regierung, die von den Bürgern gewählt ist. Viele Züricher lachen über diesen Apostel und seine Predigten — aber sie sind auf der anderen Seite stolz, daß

ersprechen kann und über alles sprechen darf, sie sind stolz auf die Freiheit der Rede und damit auf die Freiheit des Menschen in der Gemeinschaft überhaupt.

*

Ein anderes Beispiel. Ein junger Deutscher hatte in einer Schweizer Zeitung einen Artikel über die Lage der heutigen deutschen Jugend veröffentlicht. Er bekam unter anderen Zuschriften den Brief eines Schweizers aus Luzern, der ihn einlud, an einem Sonntag zu ihm zu kommen, um verschiedene, in dem Artikel angerührte Probleme zu besprechen. Der Deutsche fuhr nach Luzern, fand dort einen netten, älteren Herrn, der sich den ganzen Tag sehr angeregt mit ihm über die deutsche junge Generation und ihre Probleme, die wirtschaftliche und politische Lage und die Zukunftsaussichten Deutschlands unterhielt. Was hatte dieser Mann für einen Grund, einen wildfremden Menschen einer anderen Nation zu sich einzuladen und mit ihm den ganzen Tag über die Fragen eines anderen Volkes zu diskutieren, einzig allein auf Grund eines Zeitungsartikels? Das Interesse am anderen Land, gerade an Deutschland, Aufgeschlossenheit für fremde Probleme, der Wunsch, die Gegebenheiten des anderen zu verstehen — dies ist mir bei vielen Schweizern aufgefallen, festgehalten an diesem Beispiel.

*

Ich habe leider bisher noch nicht das Glück gehabt, einmal zu einer Landgemeinde — d. h. zu einer Volksabstimmung über die kantonalen Probleme der kleineren Kantone — gehen zu können. Dort erscheinen sämtliche stimmberechtigten Bürger und stimmen in offener Wahl durch Handerheben über die gemeinsamen Probleme ab — kann man sich eine intensivere Betätigung der Demokratie, hervorgegangen und gegründet in der eidgenössischen Tradition, denken? Nebenbei — es hat viele Volksabstimmungen in den Kantonen und der Eidgenossenschaft gegeben, bei denen die Mehrheit der Parteien für die Annahme des zur Abstimmung gelangenden Objekts waren und dies ihren Wählern warm empfohlen — und das Volk verwarf den Vorschlag. Unabhängigkeit von den Parolen und Dogmen der Parteien ist eine der auffallendsten Eigenschaften der Schweizer stimmberechtigten Bürger, Kennzeichen des „common sense“ eines politisch gesunden Volkes. Dies ist besonders beachtenswert für uns Deutsche, die wir im allgemeinen immer noch recht abhängig sind von den Wahlparolen der Parteien. — Eine solche Haltung erfordert allerdings ein stärkeres politisches Interesse an den Tagesfragen, als es verständlicherweise in der sogenannten Demokratie, die wir jetzt besitzen und die von den Besatzungsmächten beaufsichtigt wird, also nicht frei ist, vorhanden ist.

*

Ein anderes Beispiel. Polizeistunde in einem Züricher Restaurant. Zwei wie die englischen Bobbies behelmte Polizisten erschienen und forderten in höflichem, korrektem Tone zum Heimgehen auf. Ein biederer Schweizer, der sich mit uns erhob, klopfte dem einen Polizisten auf die Schulter und sagte: „Wir

bezahlen euch dafür, daß ihr uns hinauswerft". Alles lachte, auch die Polizisten — und man ging in schönster Eintracht nach Hause. Ich überlasse es dem Leser, sich das Resultat auszumalen, wenn er es wagen würde, einen deutschen Beamten daran zu erinnern, daß er von der steuerzahlenden Allgemeinheit angestellt ist, um gewisse Aufgaben für diese Allgemeinheit zu erfüllen. Ich habe es einmal versucht — der Versuch endete nur dank meiner Gutmütigkeit nicht in einer Schlägerei.

*

Interessant ist die konservative Grundhaltung des Schweizer Volkes. Als Beispiel möge hierfür das Fehlen eines Stimmrechts der Frauen dienen. Für uns aus anderen europäischen Ländern kommende Fremde mütet diese Lücke grotesk an, da wir uns schon an weibliche Bürgermeister, weibliche Minister gewöhnt — und eingesehen haben, daß die Frau auf vielen Gebieten dank ihrer stärkeren Verbundenheit mit dem organischen Leben bessere Entscheidungen zu treffen vermag als wir Männer. Noch grotesker aber fand ich die Schlagzeile eines Plakates, das während der kürzlich erfolgten Abstimmung über Einführung des Frauenstimmrechts im Kanton Zürich an allen Anschlagssäulen zu sehen war. Sie lautete: „Väter, Brüder, Söhne, stimmt gegen das Frauenstimmrecht. Wir Frauen gehören an den Herd und in die Familie, dort ist unser Platz.“ Das Plakat war unterzeichnet vom Frauenausschuß gegen das Frauenstimmrecht. Die Einführung des Stimmrechts wurde verworfen, auch in den reinen Arbeiterquartieren.

Ich habe dieses Beispiel angeführt, um zu zeigen, daß die Schweizer Demokratie durchaus nicht vollkommen ist, und daß auch hier die Entwicklung fließt, also nicht stagniert, wie es gut hätte sein können nach einer hundertjährigen friedlichen Entwicklung.

•

Es könnten übergenug Beispiele für charakteristische Züge der Schweiz angeführt werden, doch es soll damit genug sein. Ich versuchte zu zeigen, daß man als Deutscher in der Schweiz andere Dinge sehen kann als saubere Straßen und vollgefüllte Zigarettensläden und daß man für die Gestaltung der späteren deutschen Demokratie sehr viel lernen kann von diesem kleinen Volk an unserer Südgrenze, das — Vereinigte Staaten Europas im Kleinen — drei Nationen friedlich innerhalb seiner nationalen Grenzen vereint. Der Wille zum Sehen und zum Lernen muß allerdings vorhanden sein ...

•

Eine kurze Bemerkung zur Liebestätigkeit der Schweiz. Viele Schweizer schicken Pakete in die notleidenden Länder, laden Kinder zu sich ein — als Tribut an das Schicksal, das ihrem Lande gnädig war in dem Sturm, der zweimal über Europa gebräust ist. Sie vergessen dabei zu leicht, daß dieses Verschöntsein zum Teil das Verdienst ihrer eigenen klugen Politik gewesen ist. Viele aber — und sehr oft nicht die Reichsten — helfen aus reiner mensch-

licher Verbundenheit, aus dem Bewußtsein der christlichen Menschenpflicht heraus, daß dem Bruder, der in Not geraten ist, geholfen werden muß. Die Menschlichkeit, die sich auch in der großzügigen Gastfreundschaft spiegelt, die man als Deutscher genießt, ist eine der schönsten Eigenschaften der Schweizer. Der Sammlungen sind Legion, und es wird willig gegeben — trotzdem das Geld in harter Arbeit verdient und infolge der hohen Lebenshaltungskosten für den eigenen Bedarf benötigt wird.

*

Ein Wort zu uns, die wir das Glück haben, für längere oder kürzere Zeit als Deutsche hier studieren zu können. Wir haben eine große Verpflichtung unserem Land gegenüber — wir sind mehr als sonst Gesandte, ja Botschafter eines noch zu bauenden Deutschland, das man zum Teil nach uns beurteilen wird. Diese Aufgabe ist nicht leicht, aber sie ist schön und dankbar. Es kann viel an Ressentiments, an Haß gegen unser Volk durch menschlichen Kontakt in freier Aussprache, nicht nur mit Schweizern, sondern ebenso mit Amerikanern, Engländern, Franzosen abgebaut werden. Daß dieses möglich ist, daß die Schweiz sich ihrer Rolle als Drehscheibe Europas, als kontaktvermittelnden Organs bewußt ist, dafür am Schluß zwei Beispiele: In diesem Sommer kommen 2000 deutsche Studenten in die Schweiz, die entweder beim Bauern oder an Meliorisierungsprojekten arbeiten und sich in den drei Wochen der Arbeit und in einer vierten Woche in Zürich etwas erholen und mit anderen Studenten europäischer Völker in Gedankenaustausch treten können. Zum zweiten möchte ich die Konferenz von Bürgermeister deutscher und französischer Städte anführen, die durch die Initiative der Schweizer Dr. Hans Zbinden und Eugen Wyler auf dem Mont Pélerin am Lac Lemman vor kurzem stattgefunden hat. Die Bürgermeister hatten Gelegenheit, auf dem neutralen Boden der Schweiz in voller Gleichberechtigung miteinander die sie beschäftigenden Probleme zu diskutieren und der Lösung nahezubringen. Dieses Treffen in der Schweiz stand von Anfang an unter einem glücklicheren Stern, als er über einem ähnlichen Treffen in der französischen Besatzungszone Deutschlands hätte stehen können, da die wenig geschickte — um ein mildes Wort zu gebrauchen — Besatzungspolitik der Franzosen soviel Ressentiments auf deutscher Seite reifen ließ, daß sie bei einem Treffen in Deutschland kaum beiseitegeschoben werden können.

Der Schweizer Dichter Max Frisch, der sich in anerkennenswerter Weise mit den Problemen beschäftigt, die der Krieg und die Nachkriegszeit vor allem unserem Volk gestellt haben, sprach in einem Zeitungsartikel über seine Eindrücke auf einer Berliner Reise von der „Irrelevanz des Schweizer Lebens“. Allein schon die Tatsache der Vermittlerrolle der Schweiz zeigt die Schiefheit dieses Ausspruchs — sollten es nicht die angeführten Beispiele getan haben. Dafür aber, daß die Schweiz ihre Aufgabe des Zusammenführens der ehemaligen Gegner des zweiten Weltkrieges auf neutralem Boden zu fruchtbarem Meinungsaustausch erkannt hat, daß sie uns zudem an ihrem Beispiel das friedliche Zusammenleben der einzelnen europäischen Völker demonstriert — dafür gebührt ihr der Dank der anderen europäischen Nationen.

Zum „bittern Ende“ des Hans Bernd Gisevius

Ein Vorspiel

Das zweibändige Buch von Hans Bernd Gisevius „Bis zum bittern Ende“ ist jetzt auch in einer Ausgabe für Deutschland erschienen (Hamburg, Claassen & Goverts). Der Verfasser gibt vor, daß in diesem Buch historische Wahrheit mitgeteilt würde. Wer im Dienste der Wahrheit steht, darf nicht schweigen, wenn sie entstellt wird zu Ungunsten unserer Toten, auch wenn die Persönlichkeit des Verfassers dieses Buches uns zwar unsympathisch, aber uninteressant ist. Heute wollen wir nur in zwei Fällen die Glaubwürdigkeit des Verfassers nachprüfen. 1. Im I. Band heißt es auf Seite 387 ff.:

„Ich bitte Oster, unverzüglich bei Brauchitsch anrufen zu lassen, es käme jemand zu ihm, um die schwebende Angelegenheit zu besprechen.

Brauchitsch hat damals noch keine fürstliche Dienstwohnung. Er wohnt im Hotel Continental. Dort lasse ich mich bei ihm melden, werde auch sofort vorgelassen, obgleich ich noch gar nicht das Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft gehabt habe. Aber er hat in dieser Angelegenheit genug von mir gehört, so daß ich ihm ein wohlvertrauter Begriff bin.

Dieses erste Zusammentreffen entbehrt nicht einer gewissen Komik. Brauchitsch ist gerade beim Umziehen. Er kommt mir deshalb in Hemdsärmeln entgegen, den Uniformrock übergehängt. Augenscheinlich findet er diese Art der Begrüßung etwas ungewohnt. Er lächelt verschmitzt, während ich erst recht keine eingeschüchterte Haltung einnehme. Selbstverständlich sehe ich mir diesen vielumworbenen General, auf den sich jetzt so viele Hoffnungen richten, sehr genau an. Mein erster Eindruck ist nicht ausgesprochen der eines eisernen, immerhin der eines entschlossenen Mannes. Aber da es eilt, kann ich nicht lange solchen persönlichen Reflexionen nachhängen. Schnell entledge ich mich meines Anliegens. Gürtner begrüße die Gelegenheit zu einer Aussprache, er warte seinen Anruf.

In militärischer Exaktheit kommt genau die Antwort mit der ich bereits gerechnet habe. Vielmehr die ich eigentlich doch für undenkbar gehalten habe. Der Generaloberst erwidert, im augenblicklichen Höhepunkt der Krise* könne er unmöglich bei dem Justizminister anrufen. Bestimmt würde ein solches Gespräch von Göring oder Himmler abgehört werden. Ich wage den schüchternen Einwand Gürtner sei schließlich kein Staatsfeind. Warum solle in der bloßen Tatsache einer telefonischen Vereinbarung eine politische Gefährdung liegen? Allein, Brauchitsch verharret bei seiner Meinung.

Da kommt mir — die Zeit drängt — ein besserer Einfall. Ich meine, er, Brauchitsch, würde gleich bei der Reichstagssitzung Gürtner auf der Regierungsbank treffen. Hierbei ergäbe sich eine unauffällige Möglichkeit der näheren Terminvereinbarung. Doch auch mit diesem Vorschlag habe ich kein Glück. Kategorisch erklärt der Heeresoberbefehlshaber, jedes noch so kurze Gespräch werde bestimmt auffallen, es sei undenkbar, daß er sich mit Gürtner öffentlich unterhalte. Ich widerspreche. Erfolglos.

Mittlerweile muß es mindestens 7.15 Uhr geworden sein. Um 8 Uhr beginnt die Reichstagssitzung. Ich sage daher, ich würde unverzüglich zu Gürtner hinfahren und, da keine lange Zeit mehr zur Verfügung stehe, würde ich diesem einfach mitteilen, Brauchitsch werde unmittelbar nach der Reichstagssitzung vor Gürtners Privatwohnung vorfahren.

* Die Fritsch-Krise. Die Redaktion.

Statt wenigstens diesem Vorschlag zuzustimmen, hält mir Brauchitsch entgegen, auch dieser Weg sei zu gefährlich. Die Wohnung Gürtners könne überwacht werden. Diesmal lasse ich mich jedoch auf keine Debatte ein, sondern verkünde, der Generaloberst möge seinen Wagen an der nächsten Straßenecke halten lassen. Im übrigen sei Gürtners Wohnung in Dahlem derart gelegen, daß eine Bespitzelung schlecht möglich sei, in der dortigen Gegend lägen fast alle Ministerwohnungen, und niemand werde wissen können zu wem Brauchitsch eigentlich fahre.“

Also eine eingehende Schilderung mit allen Details und als Tagebuchaufzeichnung ausgegeben. — Bei der Vernehmung des früheren Generalfeldmarschalls von Brauchitsch in Nürnberg als Zeuge unter Eid hat er auf Befragung über die Angaben von Gisevius erwidert, daß er diesen Herrn gar nicht kenne. Von seiner Existenz habe er zum erstenmal im April 1946 aus den Zeitungen erfahren. Die näheren Einzelheiten hätten ihn irgendwie interessiert, weil ihm der Name bekannt gewesen sei. Ein Dr. Gisevius sei nämlich in Brauchitschs Jugend sein Hausarzt gewesen.

(Aus dem Protokoll des Verhörs in Nürnberg.)

Frage an von Brauchitsch über Gisevius:

„Aber der Zeuge machte verschiedene und ganz detaillierte Angaben über Ihre Person und besonders im Hinblick auf die Tatsache, daß er mit Ihnen über einen Generalsputsch gesprochen hätte. Was können Sie darüber sagen?“

Von Brauchitsch: „Ich glaube, daß jeder, der mich auch nur ein bißchen kennt, bei dem Gedanken lacht, ich würde zusammen mit einem jungen Mann, der mir gänzlich unbekannt ist, über Putschpläne gegen das Staatsoberhaupt sprechen. Ich kann versuchen, mir aus den Berichten und diesen schriftlichen Darlegungen ein Bild zu machen. Ich empfinde den Eindruck, daß es Kombinationen ohne irgendwelchen Hintergrund sind und daß es sich um einen Mann handelt, der glaubt, die ganze Erde drehe sich um ihn allein.“

Es besteht keinerlei Grund anzunehmen, daß Herr von Brauchitsch einen Meineid geleistet habe.

* —

2. In dem Denazifizierungsverfahren gegen Hjalmar Schacht ist Rudolf Diels am 16. April 1947 als Zeuge vernommen worden. Nachstehend Auszüge aus dem Protokoll über seine Vernehmung.

Oberlandesgerichtsrat Marx als Öffentlicher Ankläger: Herr Diels, kennen Sie einen Hans Bernd Gisevius? Diels: Ja. Marx: Woher kennen Sie ihn? Diels: Ich habe ihn 1933 kennengelernt, als er mir von dem damaligen preußischen Ministerpräsidenten Göring zugeschiedt wurde. Marx: Sie waren also schon vor 1933 bei der Politischen Polizei? Diels: Ich war schon vor 1933 bei der Severingschen Politischen Polizei. Marx: Sind Sie bei dieser Polizei geblieben, nachdem Hitler zur Regierung kam? Diels: Jawohl. Marx: Bis wann waren Sie dort? Diels: Mit einer Unterbrechung im Oktober und November 1933 bis Februar 1934. Marx: Und wo? Diels: In Berlin. Marx: Waren Sie Chef der Politischen Polizei von Berlin? Diels: Ich war Oberregierungsrat und stellvertretender Leiter des preußischen Amtes für die Politische Polizei, die von Juni ab Geheime Staatspolizei hieß und vorher die Ia des Polizeipräsidiums war. Marx: War Herr Gisevius schon vorher bei der Politischen Polizei? Diels: Gisevius war da-

mals nicht bei der Politischen Polizei. Er trat damals ein. Marx: Er ist also erst im Dritten Reich zur Politischen Polizei eingetreten? Diels: Natürlich. Marx: Wie alt war er damals? Diels: Ich taxiere ihn auf 27. Marx: War er schon vorher Beamter oder welche Tätigkeit hatte er hinter sich? Diels: Ich habe damals Gisevius nicht näher kennengelernt. Ich erinnere mich an eine Mitteilung in der Presse, daß der Leiter einer Deutschnationalen Jugendvereinigung, Dr. Hans Bernd Gisevius, von dem Ministerpräsidenten Göring in Audienz empfangen worden sei. Er habe ihm, Göring, seine Gefolgschaft zur Verfügung gestellt. Ich bin einige Tage später zu Göring bestellt worden. Göring sagte mir unter anderem: Da war ein ehrgeiziger junger Mann bei mir, der will Chef der Politischen Polizei werden. Können Sie mit ihm etwas anfangen? Da die Chefverhältnisse in der Politischen Polizei damals noch ungeregelt waren, antwortete ich Göring: Ja, beschäftigen Sie ihn doch, wie Sie es für richtig halten. Göring sagte dann: Stellen Sie ihn irgendwie als Regierungsassessor oder Regierungsrat ein. Einige Tage später erschien dieser junge Assessor bei mir. Vorbereitungsbeamte, oder wie Gisevius gesagt hat, er sei zur Vorbereitung gekommen, gab es in der Politischen Polizei nicht. Er kam und stellte sich mir vor. Ich erinnere mich nicht an alle diese romantischen Vorkommnisse, die Gisevius schilderte. Er wurde ohne jedes Aufsehen eingestellt. Marx: Er wurde also nicht zur Politischen Polizei kommandiert, sondern kam freiwillig? Diels: Das ist mir als einzig Besonderes an dieser Person Gisevius aufgefallen, daß er, während die alten preußischen Beamten von diesem scheußlichen Handwerk bald genug hatten, sich freiwillig meldete. Das weiß jeder Mitarbeiter von ihm. Marx: Wissen Sie, wie lange Gisevius bei der Politischen Polizei gewesen ist? Sie sind im Januar 1934 ausgeschieden. Ist Gisevius damals auch ausgeschieden oder blieb er noch länger? Diels: Er blieb, als ich im Oktober oder November wegging, auch unter Hinkler, weil er ja nach der Leitung strebte. Als ich nach meiner Abwesenheit — ich war von der SS im wahren Sinne des Wortes weggejagt worden — im Dezember wiederkam, hatte Göring festgestellt, daß die Treibereien der SS-Kreise, die seinerzeit auf die Übernahme der hohen Polizeiposten drängten, von einigen Beamten seiner Politischen Polizei unterstützt worden waren. Zu diesen Intriganten, gegen die er einen besonderen Groll hegte, zählte Gisevius. Es wurde von Göring die Verhaftung von Gisevius und Nebe angeordnet. Weil sich aber Nebe und Gisevius des Schutzes der SS erfreuten und auf einen Anruf von Daluge, dem schon vorgeschobenen Vertreter der SS in Preußen, ist es nicht dazu gekommen. Es ist eine der wenigen Festnahmen, die ich vielleicht innerlich begrüßt hätte. Mir war dieser junge Gisevius von meinen Mitarbeitern als ein ehrgeiziger Intrigant geschildert worden. Dann schied er aus meinem Gesichtskreis. Er blieb aber im Bereich der Polizei. Er ging zu Daluge, der ihm Dank schuldete, und blieb dann, als Heydrich und Himmler kamen und ich auch formell etwa April 1934 aus der Politischen Polizei ausgeschieden war, in dessen Bereich als ein persönlicher Freund von Daluge. Marx: Sie sagten vorher, Sie haben ihn auf Befehl Görings eingestellt. Diels: Auf ausdrücklichen Befehl Görings. Marx: War einmal davon die Rede, daß Gisevius Nachfolger Heydrichs werden sollte oder wollte? Diels: Meines Erachtens bietet den ganzen Schlüssel zu der Darstellung und zu der Haltung

von Gisevius in jener Zeit die Schilderung in seinem Buch, wo Heydrich sagt: Herr Gisevius, ich kenne Sie genau und ich weiß, was Sie wollen. Sie wollen mein Nachfolger werden. Das sagt Heydrich 1936/37. Zeuge für die Behauptung dieser Aussage ist Gisevius selbst; er schreibt das selbst. Und ich glaube auch, daß Heydrich das sagte. Er hatte Gisevius erkannt als einen zwar nützlichen, aber doch bedenklichen Herrn. Aus diesem Anruf von Heydrich geht auch hervor, daß er Gisevius nicht grollte wegen ideologischer Schwierigkeiten, sondern wegen seines Ehrgeizes. Das hörte ich auch damals aus den Kreisen meiner alten Beamten, daß von Gisevius als einem möglichen Nachfolger von Heydrich — damals noch unter Himmler — die Rede war.

Marx: Um nochmals darauf zurückzukommen, daß Gisevius auf Befehl von Göring eingestellt wurde: Haben Sie sich diesem Befehl widersetzt und diese Einstellung verhindert oder zu verhindern versucht? Diels: Wie sollte ich dazu kommen, einem jungen Mann, den ich nicht kannte, den Eintritt in seinen Dienst zu erschweren? Ich hatte dazu nicht den geringsten Anlaß.

Marx: Ich frage Sie deshalb, weil man etwas Derartiges, wie ich eben gefragt habe, aus dem Buch Gisevius' schließen kann. Ich weiß nicht, ob Sie das Buch kennen. Dort heißt es in Band I, Seite 61/62 (Ausgabe für Deutschland S. 54 ff.):

„In dieses Gebäude“ (in der Prinz-Albrecht-Straße). „damals freilich wie den meisten Deutschen so auch mir kein näherer Begriff, sollte ich August 1933 meinen Einzug halten. Aber, wie gesagt, ich machte die Rechnung ohne den Wirt.

Zunächst bildete ich mir ein, jene so wenig gastfreundliche Art, mit der ich nicht nur nicht willkommen geheißen wurde, sondern mit der man mir beharrlich den Zutritt verwehrt, ginge auf die Wachen am Eingangsportal zurück. Es waren wilde SA- oder SS-Rabauken, in jeder Hosentasche eine Pistole, am Gurt eine weitere, auf dem Anmeldetisch ein oder zwei vielverheißende Gummiknüttl. Weiß der Teufel, es war die Hefe der Berliner SA, die Ausgeburt der Verkommenheit, die sich in einer Zeit, wo es für halbwegs begabte „alte Kämpfer“ anderweitige, gewinnbringende Beschäftigung in Hülle und Fülle gab, zu solcherlei kümmerlichen Pfortnerdiensten vor dem neuerrichteten Gestapopalast hergab.

Obwohl ich mich dank meiner Bestallung als Mitglied dieser interessanten Behörde fühlen durfte und baß erstaunt über den groben Empfang war, versuchte ich zunächst alles zu verstehen...

Ich versuchte es einmal, ich versuchte es zweimal, viermal, sechsmal. Merkwürdig, die Gesichter der Burschen wechselten, aber ihre Barschheit nahm nur zu. Zu guter Letzt nach drei Tagen gab ich es auf. Fortan bemühte ich den Telefonautomaten.

Wiederum einmal, zweimal, viermal, sechsmal, nein zwanzigmal warf ich meinen Groschen hinein. Indessen weiter als bis zum Vorzimmer des Gestapochefs drang ich nicht. Das eine Mal war Diels gerade fortgegangen, das andere Mal war er in einer wichtigen Besprechung, mal schlief er, mal aß er, mal hatte er eine Besichtigung, mal wollte er nicht gestört werden, mal war er verreist, mal erinnerte er sich nicht und dann mal wieder; ich möchte morgen, über- überübermorgen anrufen — und endlich, endlich merkte ich, was gespielt wurde...

Einen Augenblick überlegte ich, ob ich mich bei Grauert beschweren sollte. Indessen ließ ich diesen Gedanken fallen. Es widerstrebte mir, gleich mit den schwersten Geschützen aufzufahren. Vielleicht war das zu massiv, vielleicht würde das Diels um so mehr reizen, vielleicht würde Grauert auch gar nicht mitziehen; denn soweit kannte ich diesen aalglatten Syndikus genug, daß er sich meinetwegen nicht in irgendwelche politischen Unkosten stürzen würde... Deshalb beschloß ich, lieber selbständig vorzugehen. Mit ein wenig List — es gibt ja schließlich auch Akten-

wagen, deren Fahrer eilige Beamte höflicherweise mitnehmen — schlich ich mich durchs Hintertor in das Gebäude ein, und ein paar Augenblicke später betrat ich Diels' Amtszimmer. Ich zückte meinen Ministerialerlaß, weidete mich an meines Chefs bassem Erstaunen, sog tief in mich hinein seine Wut, und sein stechender Blick wie mein triumphierender Augenaufschlag bestätigten gleichermaßen: »Ich war drin«.

Diese Stelle fällt dem unbefangenen Leser auf. Es erscheint wenig glaubhaft, wenn jemand, der in einer Behörde angestellt ist, sechsmal versucht, an der Pforte hineinzukommen und zwanzigmal vergeblich anläutet. Mir jedenfalls ist es bei der Lektüre der Darstellung aufgefallen. Ich frage Sie, Herr Diels: Ist es so gewesen, wie hier der Gisevius in seinem Buch schreibt, daß es nicht möglich war, wenn jemand angestellt war, in die Gestapo hineinzukommen und daß es auf Anweisung von Ihnen zurückzuführen war, daß man nicht hineingelassen wurde?

Diels: Von einer Anweisung von mir konnte keine Rede sein. Ich kannte nur die Anweisung Görings, den „jungen Mann“ einzustellen. Die Erlebnisse, die er dort schildert, sind mir nicht verständlich. Ich begreife nicht, was er damit sagen will. An sich hätte ja ein verständiger Mensch dann draußen bleiben sollen aus der Gestapo, wenn er so schreckliche Dinge am Anfang sah. Es war wohl auch ein einziges Verwundern, daß überhaupt jemand freiwillig in diesen Laden — wie wir ihn selbst nannten — hineinkam. Aber daß er auf irgendeine Weise ferngehalten worden sei, davon kann keine Rede sein. Natürlich waren in dem neuen Gebäude, in das die alte Ia hinübergezogen war, wie bei jeder Behörde in Berlin, wie in jeder größeren Unternehmung als Portiers arbeitslose SA-Männer. Es gehörte zur Regel, daß die da waren; sie waren aber, so nehme ich an, nicht schlechter und nicht besser als anderswo. Jedenfalls ließen sie die Leute rein. Es kamen ja auch Hunderte von Beschwerdeführern von anderen Beamten. Warum ausgerechnet Gisevius weggehalten worden sein sollte, ist mir unbegreiflich.

Marx: Sie halten diese Darstellung für nicht glaubhaft? Diels: Für reines Feuilleton. Marx: Glauben Sie, daß ein preussischer Beamter, der die Regierungslaufbahn beschritten hat, die Verwaltungslaufbahn, in der politischen Polizei anfangen mußte, oder gab es andere Möglichkeiten anzufangen? Es ist nämlich in dem Buch davon die Rede, es sei in Preußen üblich gewesen, daß der junge Regierungsbeamte zunächst in der politischen Polizei anzufangen habe. Diels: Das ist kein Feuilleton, das ist schon gelogen. Man fing nicht in der politischen Polizei an. Es gibt dafür überhaupt kein Beispiel, daß ein Verwaltungsbeamter in der politischen Polizei angefangen habe. In der politischen Polizei gab es keine Ausbildungsstelle in diesem Sinn. Ich übersehe die Berliner politische Polizei in den Jahren von 1930 ab. Wenn es schon früher keine Ausbildungsstelle dort gab, dann hätte man davon abgesehen, bei einer gerade in der Umbildung und Neubildung begriffenen Behörde Ausbildungsstellen einzurichten. Gisevius möchte eben immer wieder darstellen, er sei nicht freiwillig gekommen. Das ist nun mal so.

Marx: War beabsichtigt — und zwar von Ihnen beabsichtigt (Sie können auf diese Frage das Zeugnis verweigern), daß Gisevius sofort nach seinem Eintritt, schlicht gesagt, umgebracht werde, zwar nicht von Ihnen persönlich aber auf Ihre Veranlassung? Sie müssen wahrheitsgemäß aussagen. Diels: Das

ist nicht wahr. Das ist dummes Zeug. Warum hätte ausgerechnet Herr Gisevius von mir umgebracht werden sollen, ausgerechnet dieser mir vollkommen unwichtige Mensch? Wenn ich schon solche verbrecherischen Intentionen gehabt hätte, warum hätte ich ausgerechnet Gisevius umlegen lassen sollen? Das kann ich mir, auch wenn ich die Dinge rekonstruiere, nicht plausibel machen.

Marx: Ich komme darauf nicht aus irgendwelchem eigenen Nachdenken heraus, sondern auf Grund einer Stelle aus dem Buch, das ich schon zitiert habe, und zwar auf Seite 66 (Ausgabe für Deutschland S. 59):

„Diels hatte seinen Untergebenen für meinen Empfang wohl vorbereitet. Kurz und bündig hatte er Nebe mitgeteilt, er schicke ihm jetzt einen Stahlhelmer, einen Reaktionär, den er leider nicht aus der Behörde habe fernhalten können. Nebe solle mich — notfalls mit Unterstützung von Karl Ernst, dem Berliner SA-Gruppenführer — »fertigmachen«. Fertigmachen hieß soviel wie »umlegen«. Umlegen hieß soviel wie liquidieren. Und was das bedeutete, brauche ich heute nicht mehr zu beschreiben.“

Gisevius beruft sich hier auf Nebe, der meines Wissens nicht mehr lebt.

Diels: Meines Wissens lebt er auch nicht mehr. Ich habe ihn zuletzt in einem Keller der Gestapo in Berlin als Gefangenen gesehen. Ich nehme an, daß er umgekommen ist . . .

Marx: Jetzt etwas anderes. Sie waren dort auf der Gestapo und müssen sich ein genaues Bild machen können, wie es ausgesehen hat und wie das Verhältnis der Beamten untereinander war. Ist es so gewesen, daß die Beamten gegenseitig befürchtet haben, sie würden dort erschossen werden und daß keiner den anderen getraut hat? Diels: Das mag in dem närrischen Hirn von Gisevius möglich gewesen sein. Meines Wissens ist keiner erschossen worden. Ich habe solche Dinge dort auch nicht gesehen. Es können ja nur die Monate in Frage kommen, wo ich mit Gisevius in diesem Haus war. Die ganze Schilderung der Angst der Beamten kann ich nicht anders bezeichnen als einen großen Unfug. Marx: Ich kenne die Verhältnisse in der Berliner Gestapo nicht. Ich war früher genötigt, einige Male auf der Stuttgarter Gestapo vorzureiten, aber daß dort die Beamten einer vor dem andern Angst gehabt hätten, daß sie erschossen würden, das habe ich nie erlebt. Nun weiß ich ja nicht, wie es in Berlin gewesen ist. Diels: Ich weiß nicht, wie es später unter Heydrich war. Die Beamten damals waren alle bürgerliche Menschen. Sie haben unter Severing nicht die Absicht gehabt, sich gegenseitig zu erschießen. Warum sollten sie dann ausgerechnet drei Monate später solche Ideen haben? Alle meine höheren Beamten sind mit mir ausgeschieden. Daß sie in diesem einen Jahr ihres Lebens pathologisch gewesen sein sollen, ist mir — auch von heute gesehen — unbegreiflich und unglaublich.

Marx: Ich will Ihnen die betreffende Stelle aus dem Buch selbst vorhalten (S. 70; Ausgabe für Deutschland S. 62 f.):

„Denn wir lebten ja inmitten einer Räuberhöhle, in der unsereins nicht einmal wagte, die zehn oder zwanzig Schritte quer über den Flur nach einem gewissen Örtchen zu gehen, ohne vorher irgendeinen Kollegen telefonisch auf diese gefährdrohende Exkursion aufmerksam zu machen. Keine Stunde war man seines Lebens sicher; gerade Nebe, der Nazi, der alte Kämpfer mit den guten Beziehungen, war es, der mir morgens, mittags und abends, wenn wir das Gebäude betraten oder verließen, anschaulich klar machte, was er selber von seiner illustren Behörde hielt:

grundsätzlich benutzte er nur die Hintertreppe, jedesmal hatte er die Hand am entschicherten Revolver in der Rocktasche, und wie oft war er erzürnt, wenn ich Unvorsichtiger an dem — von oben leichter zu erspähenden — Geländer die Treppe emporging, statt außerhalb des Schußwinkels an der Wand hinaufzuschleichen.

Sich in der Gestapo gegenseitig zu verhaften, war damals derart üblich, daß man eigentlich erst Notiz davon nahm, wenn eine nähere Umschreibung dieses Zwischenfalls aus der Klinik oder aus dem Leichenschauhaus eintraf.“

Sie haben gehört, wie Gisevius die Zustände schildert? (Diels: Ja). Sie sagten, so war es nicht?

Diels: Nein. Es ist auch unwahrscheinlich, daß es in dem Nebe'schen Bereich — dem einzigen Nazi, der in dieser Behörde gewesen ist — so zugegangen ist. Wenn der Ausdruck „Räuberhöhle“ gebraucht worden ist, so muß ich sagen, daß er von mir stammt. Aber Räuberhöhle ist nicht so aufzufassen, daß man sich gegenseitig totgeschossen hat. Ich habe dieses Unternehmen bei meinen Beamten damals selbst des öfteren so bezeichnet, weil sich allmählich SA- und SS-Dienststellen dort einnisteten und einen geordneten Behördenbetrieb unmöglich machten. Aber solche Dinge, wie sie Gisevius schildert, sind eine Erfindung.

Marx: Jetzt möchte ich Sie aus diesem Buch noch zu einer weiteren Stelle fragen, und zwar handelt es sich um Vorgänge, die sich offenbar am 31. 10. oder 1. 11. 1933 abgespielt haben. Da sind Sie offenbar aus dieser Behörde rausgekommen, und ein gewisser Hinkler kam hinein, aber auch er ist wieder entfernt worden.

(S. 73, Ausgabe für Deutschland S. 65 f.) „Hingegen hatte Diels die Unklugheit begangen, im gleichen Aufwaschen dem unglückseligen Hinkler eins auswaschen zu wollen. Und dieser Dummkopf hatte die Nacht noch in der Dienstwohnung des Gestapogebäudes zugebracht, was eine ebenso abenteuerliche wie aufsehenerregende Odyssee zur Folge gehabt hatte.“

Als die Häsher nahten, hatte sich Hinkler im Nachthemd aus dem Fenster in den Garten heruntergelassen. Von da war er in den quer gegenüberliegenden Landtag geflüchtet, wo der Nachtpförtner ihn als ehemaligen Geschäftsführer der nationalsozialistischen Fraktion gut kannte. Aber auch dort war seines Bleibens nur wenige Minuten gewesen. Darauf hatte er sich immer noch im Nachthemd, über den Potsdamer Platz hinweg in den Tiergarten gerettet woselbst er plötzlich zum Schrecken der auf den Bänken kosenden Liebespaare als Nachtgespenst auftauchte. In seiner hilflosen Angst machte er sich an ein Pärchen heran und bat um einen Groschen zum Telefonieren. Die erschrockenen Liebesleute wählten einen Exhibitionisten vor sich zu haben. Indessen waren sie in der Meinung, sich von dessen komischen Passionen für einen Groschen verhältnismäßig billig loskaufen zu können. Sie gaben ihm vorsorglich zwei und entließen ihn mit besten Wünschen.“

Diels: Diesen Hinkler schickte Göring wieder davon, und so kam er auf die Idee, mich aus der Tschechei zu holen. Ich bin unter verschiedenen Bedingungen wiedergekommen. Marx: Sie kamen mit Gisevius auseinander. Sie sind im Januar 1934 aus der Berliner Gestapo herausgekommen. Diels: Ich bat im Januar um meinen Abschied, meldete mich krank und bin formell etwa zwei Monate später entlassen worden. Ich bin jedenfalls im Januar aus meiner aktiven Tätigkeit und im Verlauf dieses Frühjahrs auch formell aus dem Bereich der Preußischen Geheimen Staatspolizei ausgeschieden. Marx: Sind Sie später noch einmal irgendwo mit Herrn Gisevius zusammengekommen? Diels: Ich habe ihn in Berlin, von dem ich mich in jener Zeit fernhielt

selten gesehen. Ich erlebte ihn aber wieder, intensiver als früher, 1943 in der Schweiz. Im Dezember 1943 fuhr ich in ein Sanatorium in der Schweiz, nachdem ich aus dem Staatsdienst ausgeschieden und von Göring aus meiner Stellung bei den Reichswerken entfernt worden war. Ich hatte vorher einen Freund, Herbert Göring, gefragt, wen er mir in der Schweiz empfehlen könne. Herbert Göring, der zu einer Verschwörergruppe gehörte und später festgenommen worden ist, empfahl mir, den Gisevius aufzusuchen, der als deutscher Nachrichtenagent in der Schweiz sei. Auf meine Bedenken, daß ich ihn nicht sehr möchte, riet mir Herbert Göring, es doch zu tun, und zwar mit den Worten: „Ich würde dir empfehlen, dich mit Gisevius zu unterhalten; er hört das Gras wachsen.“ Da ich mich schon mit meinem Freunde Schulenburg und mit anderen Freunden, die später in die Gestapo wanderten, im April um die Frage sorgte, wie der Sache endlich ein Ende gemacht werden könnte, machte ich in der Tat Gisevius die Mitteilung, daß ich in der Schweiz sei, um von ihm das oder jenes zu hören. Gisevius besuchte mich in Lugano und auch später mit offenbar aufrichtiger freundschaftlicher Gesinnung. Er kam des öfteren zu mir. Er kann heute nicht etwa sagen, daß er mich aushorchen wollte, denn ich spielte ja gar keine Rolle. Mein politisches Gesicht, daß ich in die Kreise gehörte, die diese Dinge radikal ablehnten, kannte er ja. Er erzählte mir von den Vorgängen auf der anderen Seite, daß es noch die Möglichkeit gebe, dem Verlorengehen des Krieges zu begegnen. eine Auffassung, die mich damals etwas in Erstaunen setzte. Ich hatte die Meinung, das ist in der Ordnung, wenn er verloren geht. Aber Gisevius hatte damals die seltsame politische Idee, man müsse Hitler eine demokratische Fassade geben. Himmler müsse der führende Mann werden. Er begründete das damit, daß er sagte, dem Entschluß der Alliierten der bedingungslosen Übergabe könne man nur begegnen, wenn Hitler etwas zurückginge. Das war ja in der Tat eine verbreitete Auffassung, aber ich hatte sie bei Gisevius nicht vermutet. Als ich ihm meine Bedenken gegen diese seine Meinung des öfteren äußerte, versicherte er mir immer wieder, er hätte auch Beziehungen zu den Amerikanern und sehe da, was für schauerliche Dinge uns bevorstünden. Er nahm nicht nur an, daß hier in Deutschland alles ausgerottet werde, sondern daß, wie er sagte, ein Regime der Cowboys hier beginnen werde. Diesen festen Eindruck hatte er. Die Liste der Emigranten sei schon festgestellt.

Ich habe Gisevius auf sein Anerbieten gebeten, mit der Schweizer Fremdenpolizei zu verhandeln, ob ich nicht in der Schweiz bleiben könne. Dieser Versuch wurde von der Schweizer Fremdenpolizei damit beantwortet, daß ich zwar höflich, aber bestimmt ausgewiesen wurde. Ich kehrte nach Deutschland zurück und wurde bald festgenommen. Bei der Festnahme spielten sonderbarerweise Aussagen von Gisevius eine Rolle. Mir kam gar nicht die Vorstellung, daß mich Gisevius verraten haben könnte. Sie kam mir auch nicht, als ich nach meiner ersten Verhaftung wieder entlassen, ein zweites Mal festgenommen wurde und nach dieser zweiten Festnahme auf das eingehendste über meine Verhandlungen mit Gisevius vernommen worden bin. Als das noch im November 1944 geschah, als man mir Äußerungen von Gisevius vorhielt, die mich schwer belasteten, erwiderte ich Kriminaldirektor Sander, das kann doch

nicht sein, Herr Gisevius ist doch jetzt nach dem 20. Juli nicht mehr für Sie tätig. Darauf lächelte er nur und zeigte mir lächelnd eine von Gisevius gezeichnete Aussage, die der Nagel zu meinem Sarg gewesen wäre, wenn sich die Dinge dann nicht überstürzt hätten. *)

Marx: Das war im November 1944?

Diels: Ja! Ich bin sicher, daß sich diese Dinge später noch stärker verfolgen und erforschen lassen, wenn diejenigen Personen, die heute noch Bedenken haben, darüber auszusagen, weil sie sich selbst belasten, über diese Dinge ihre Mitteilung machen werden.

Marx: Sie nahmen also an, daß Gisevius noch in den Jahren 1943/44 für die Gestapo gearbeitet hat? Diels: Für Canaris, für den militärischen Nachrichtendienst und auch für die Gestapo.

Marx: Ich habe keine Fragen mehr.

*

Die in dem Protokoll ausführlich wiedergegebenen Behauptungen von Gisevius sind nur zu erklären aus der Überzeugung von Gisevius, daß Diels nicht mehr am Leben sei. Nach dieser ersten Konfrontierung von Unwahrheit und Wirklichkeit werden wir bald ausführlich auf das Buch zurückkommen.

D. R.

R u n d s c h a u

Una Sancta. Eine von DPD verbreitete Meldung aus „New York Herald Tribune“, daß am 5. Juni d. J. das Heilige Offizium ein Memorandum veröffentlicht hätte, in dem ein Verbot in Erinnerung gebracht würde, daß Laien und Geistliche nicht ohne Erlaubnis des Heiligen Stuhles an interkonfessionellen Versammlungen, auf denen Glaubensfragen behandelt würden, teilnehmen und daß Katholiken solche Versammlungen nicht organisieren dürften, und daß diese Vorschriften auch für sogenannte „Ökumenische Versammlungen“ zuträfen sowie daß gemischte Gottesdienste absolut verboten wären, hat in den Kreisen der Una-Sancta-Bewegung Bestürzung hervorgerufen. Ja, es hat stellenweise zur vorübergehenden Einstellung der Una-Sancta-Arbeit geführt. Demgegenüber weisen wir auf die Ansprache des Erzbischofs von Paderborn, Dr. Lorenz Jäger, hin, die er in einer deutschen Sendung des Radio Vatikan gehalten und die das „Petrusblatt“ vom 9. Mai 1948 veröffentlichte. Darin heißt es: „Nicht unerwähnt lassen darf ich die väterliche Liebe, die der Heilige Vater den von der Kirche getrennten Glaubensbrüdern entgegenbringt und sein wahres Interesse für alle Fragen der Una Sancta in unserm Vaterlande. Er kennt von seinem vieljährigen Aufenthalte in Deutschland die mannigfaltigen

*) Von uns gesperrt. Die Redaktion.

entgegenstehenden Schwierigkeiten. Er weiß besser als jeder andere, daß die Wiedervereinigung der Christenheit nicht von menschlicher Macht, sondern nur von Gott in Gnaden geschenkt werden kann. Wir Menschen können und müssen um diese Gnade beten. Wir müssen vor allem nach besten Kräften uns bemühen, die Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die der Gnade Gottes im Wege stehen. Das ist das Herzensanliegen des Heiligen Vaters.“ Die brüderliche Zusammenarbeit der beiden Konfessionen hat auch in der Zeit schwerster Bedrohung jeder Existenz auf christlicher Basis niemals irgendeine Verwaschung oder ein Verschweigen bestehender grundsätzlicher Verschiedenheiten in Glaubensfragen angestrebt, und es ist nach der klaren Stellungnahme des Papstes kein Grund einzusehen, warum die Arbeit nicht fortgesetzt werden könnte. Wie solche Arbeit zu fördern ist, dafür gibt ein Aufsatz in „Benediktinische Monatsschrift“, Jahrgang XXIV, Heft 5/6, ein fruchtbares Beispiel. Da schreibt P. Fidelis Böser, Beuron, über „Johann Sebastian Bach und die Una Sancta“. Er geht davon aus und weiß sich dabei einig mit berufenen Bach-Kennern wie Philipp Spitta, daß der Geist, der aus Bachs Kunstwerk spricht, kein spezifisch protestantischer sei, sondern daß seine Eigentümlichkeit darin liege, „daß er die engen Grenzen eines kirchlichen Ideals durch ein allgemein religiöses Empfinden nicht niederriß, aber in großartigster Weise erweiterte“. Der Münsterer Professor Lortz hat darauf hingewiesen, daß „Konfessionalismus seinem Wesen nach Verengung des eigenen christlichen Besitzes ist, bei Katholiken wie bei Evangelischen“. P. Fidelis Böser fährt dann fort: „Die Tonkunst ist die Sprache der Liebe und Gemeinschaft. In der gegenwärtigen Stunde ist das gegenseitige Verstehen und Zusammengehen der Gläubigen aus dem katholischen und evangelischen Lager »zu einer Lebensfrage der deutschen Christenheit und angesichts des organisierten Antichristentums zu einer Frage um Sein oder Nichtsein der christlichen Substanz in unserm Volke geworden« (Karl Adam). Da könnte auch unser größter deutscher Tonmeister, den Beethoven den »Urvater der Harmonie« genannt hat, und der uns von der Vorsehung als Lehmeister und unerreichtes Vorbild der Menschen verbindenden Tonsprache gegeben wurde, der Herold und Verkünder der Una-Sancta-Anliegen sein ... Die unselige Spaltung unseres Vaterlandes in zwei feindliche Heerlager war das große Unglück unserer Heimat. Es war weniger die Schuld einzelner Persönlichkeiten, als ein soziales, kollektives Versagen. Darum kann auch die sozial verbindende Macht heiliger Musik zur Heilung der Wunde mithelfen. Die mittelalterliche Glaubenseinheit wurde kläglich zerrissen. Durch das Ausscheiden der nordischen Völker sind der Kirche kostbare Werte verlorengegangen. Wenn wir in den Messen und Motetten Palestrinas das romanische Element, in den Symphonien und kirchenmusikalischen Schöpfungen eines Anton Bruckner mehr die süddeutsche und österreichische Musizierfreudigkeit lieben, so erlaubt uns unsere Auffassung von der nordisch herberen und ernsteren Kunst Joh. Seb. Bachs, in ihr eine wertvolle Bereicherung und Ergänzung zur Universalität der Una Sancta zu sehen.“ ... Der Pater schreibt, es sollte doch denkbar sein, daß in absehbarer Zeit im Kölner Dom oder im Freiburger Münster ein Pontifikalamt mit Aufführung der Bachschen h-moll-Messe Katholiken und Protestanten hoffend und harrend vereinen könnte. ... „Der Friede

ist eine Gabe Gottes, um die wir demütig bitten müssen. Aber er ist auch eine Aufgabe, die wir erfüllen müssen; ein Gelöbniß, das wir tatkräftig und opferfreudig und voll Dank für die uns geoffenbarte Herrlichkeit Gottes auf uns nehmen müssen. Die Kirche läßt uns im Kirchengebet am letzten Sonntag des Kirchenjahrs beten: Erwecke den Willen deiner Gläubigen. Und im Advent beten wir: Erwecke unsere Herzen, deinem Eingeborenen die Wege zu bereiten (2. Adventsonntag). Erwecke deine Macht und komm! (1. Adventsonntag). In heiliger Adventsehnsucht müssen wir um das Gottesreich der Una Sancta beten und in demütiger Opferwilligkeit unsere Herzen bereit halten. Der Geist und Braut sprechen: »Komm, Herr Jesus, bring uns den Frieden und die Einheit«!

Für den konfessionellen Frieden. In Nr. 10 des 15. Jahrgangs berichtet der „Okumenische Pressedienst“, der unter den Auspizien des Okumenischen Rates der Kirchen in Gent herausgegeben wird und stets besonders wertvolle Beiträge bringt, unter obiger Spitzmarke über eine Mitteilung des evangelischen Wochenblattes „Kostnické Jiskry“ vom 26. Februar 1948 die uns mit neuer Hoffnung für die brüderliche Zusammenarbeit der beiden Konfessionen erfüllen kann. Es heißt da, daß anlässlich der „Weltgebets-Oktav für die christliche Einheit“, die wie alljährlich vom 18. bis 25. Januar auch 1948 in zahlreichen Ländern abgehalten wurde, auch die Jesuiten in der Tschechoslowakei besondere Gebetsstunden für katholische Lehrerinnen organisiert haben, in denen namentlich der Protestanten fürbittend gedacht wurde. „Unsere Auseinandersetzung mit unseren nichtkatholischen christlichen Brüdern ist nur zu oft unsachlich und übertrieben gewesen. Herr, vergib uns unsere Unerbittlichkeit, unser scharfes Urteil über unsere protestantischen Brüder. Vergib uns alle Gewalttätigkeit, die wir im Laufe der Geschichte im Namen der katholischen Kirche verübt haben, o Herr, vergibt die ungerechten Maßnahmen, mit denen wir ihre Freiheit beeinträchtigt haben. Wir flehen Dich an, Du wollest unser schlechtes Beispiel, das immer wieder die Auswirkungen Deiner Gnade in den Herzen unserer christlichen Brüder gedämpft, gehemmt oder ganz zerstört hat, vergeben. Vergib uns, daß wir für sie nicht immerzu und eifrig genug gebetet haben.“

Frankreich – Deutschland. Einen wesentlichen Beitrag zur Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland leistete der Berner Schriftsteller-Verein unter der Leitung von Dr. Hans Zbinden und Eugen Wyler durch die Einberufung eines Treffens französischer und deutscher Bürgermeister auf dem Mont Pélerin oberhalb von Vevey. Aus Frankreich waren zu der Konferenz der Bürgermeister Vertreter der Stadtverwaltung von Paris, Senlis, Saint-Florentin, Noyelles-Godault, Boulogne-Billancourt, aus Deutschland die Vertreter von Berlin, München-Gladbach, Stuttgart, Mainz, Frankfurt a. M., Köln, München, Ludwigshafen erschienen. Also Männer der Praxis, die vor gleichen Aufgaben stehen und durch ihr Amt nicht einer Partei, sondern der Gemeinschaft verpflichtet sind. Dr. Hans Zbinden, dessen Wirken zur Klärung der Atmosphäre in der ganzen Welt, und besonders auch in den Bemühungen für die Unterrichtung deutscher Kriegsgefangener mit großem Dank begrüßt werden muß, umriß in seiner Ansprache den tieferen Sinn dieses Versuch-

„So ist dieses Treffen deutscher und französischer Bürgermeister die Frucht von Überlegungen, in denen rein menschliche, schweizerische und europäische Gesichtspunkte zusammentreffen. Im besonderen aber liegt ihm die Überzeugung zugrunde, daß für die Befriedung und Einigung Europas dem Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland eine entscheidende Bedeutung zukommt. Hier ist der eigentliche Schlußstein im Gewölbe, der es zusammenhalten muß. Ohne eine Annäherung und Verständigung zwischen den beiden großen Völkern beiderseits des Rheins kann es eine dauernde Festigung in Europa nicht geben. Dabei wird diese Annäherung heute zweifellos nicht nur durch die gemeinsamen Gefahren, die einem freien Abendlande drohen, sondern auch durch die Tatsache erleichtert, daß sich, wie für andere ehemalige Hauptmächte Europas, auch für Frankreich und Deutschland ihre Machtposition in der Welt verändert hat. Die großen Machtzentren sind heute nicht mehr im alten Kontinent. Dies bedeutet nicht nur keinen Verlust, es bedeutet einen Gewinn, eine Chance. Um so größer erscheint jetzt die Möglichkeit und die Verpflichtung zugleich für beide Länder, sich auf der Basis des kulturellen und sozialen Aufbaus zu finden und hier, entlastet von unzeitgemäß gewordenen Weltmachtaspirationen, die Verwirklichung und Reifung ihrer besten Kräfte zu erstreben, in wechselseitiger Förderung und Ergänzung.“ In einer Resolution wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß die Unterhaltungen fortgesetzt und ein Informations- und Verbindungsbüro unter Leitung von Eugen Wyler begründet würde und daß Dr. Zbinden auch bei künftigen Zusammenkünften den Vorsitz übernehmen möchte. Es steht zu hoffen, daß diese echt schweizerische Tat das für Europas Entwicklung so unbedingt notwendige Ziel der vollen Verständigung zwischen den beiden Nachbarländern durch die persönliche Fühlungnahme von Mensch zu Mensch wesentlich fördern wird.

„Die Mutter von Berlin.“ Bei dem Besuch der englischen Journalistinnen in Berlin äußerte die sympathische, gescheitete Miß Alison Settle, die den „Observer“ vertritt, ihre Anerkennung über das Verhalten Frau Louise Schroeders, des amtierenden Oberbürgermeisters von Berlin, und fand das schöne Wort, daß Frau Schroeder wahrhaft „eine Mutter von Berlin“ sei. Wir nehmen diesen aus ehrlichem Herzen verliehenen Titel gern auf. Denn es gibt unter den Berlinern und auch außerhalb Berlins keinen gerecht denkenden Menschen, der nicht rückhaltlos anerkennt, was diese Frau, gebürtig in Hamburg, aber zu einer echten Berlinerin geworden, in schwerster Zeit geleistet hat gegenüber Anforderungen, denen auch Männer nur mit Anspannung aller ihrer Kräfte gewachsen sein können. Nicht nur, daß sie in der großen Politik eine würdige und besonnene Haltung zeigt und stets das richtige Wort findet, auch bei dem Ansturm und dem Geschrei niedriger Gesinnung und brutaler Gewalt bewahrt sie ihre Ruhe und ihre innere Überlegenheit, so daß selbst die fanatischen Schreier unwillkürlich von der Haltung dieser Frau und der Atmosphäre, die um sie ist, beeindruckt werden. Es ist ja wahrlich keine Kleinigkeit, daß eine Frau die Interessen Berlins zu einem Zeitpunkt zu vertreten hat, wo es nicht nur um die Freiheit, nein, um die Existenz von Deutschlands Hauptstadt geht, und sich ungeheuerlichen Methoden gegenüber sieht, die sich in erster Linie gegen die Kinder und die Kranken Berlins richten. Sie hat ihren

Namen in das Goldene Buch der Reichshauptstadt geschrieben, und der Dank der Berliner und aller anständigen Deutschen wird sie tragen, so daß sie auch allen weiteren Anfechtungen gerecht werden wird. Wir unterstreichen noch besonders, daß Frau Louise Schroeder auf der Tagung der deutschen und französischen Bürgermeister auf dem Mont Pélerin am Lac Lemans durch ihre menschliche und sichere Art eine Atmosphäre schuf, in der sich die Verhandlungen erfolgreich entwickeln konnten, was in der Schweiz lebhaft anerkannt worden ist. Mit der von Louise Schroeder geübten Form des Matriarchats sind Berlins Männer einverstanden.

Europa in Zahlen. In Nr. 4 des „Courrier de France“ vom 8. Juli 1948 wird eine aufschlußreiche Statistik über Europa veröffentlicht, die die Möglichkeit, ein gesundes Europa zu schaffen, bestätigt. Es heißt dort: „Bis zum Jahre 1914 teilten 25 Staaten den sich über 5 710 000 qkm erstreckenden Kontinent, 35 waren es bis 1939, und 27 sind es jetzt, außer Rußland. Diese Fläche stellt jedoch nur 27 Prozent der USA und 26 Prozent Rußlands dar. Der europäische Beitrag zu der Weltkohlenproduktion belief sich im Jahre 1913 auf 51 Prozent, 1925 war er schon auf 47 Prozent gesunken und betrug 1946 nur noch 35,5 Prozent. 1880 deckten Großbritannien, Frankreich und Deutschland 66 Prozent der Weltproduktion an Gußeisen, 1933 nur noch 33 Prozent, und 1946 erreichte die Gußeisenproduktion der gesamten europäischen Staaten nur 50 Prozent der Produktion der Vereinigten Staaten allein. Landwirtschaft: Während die europäische Erzeugung an Brotgetreide in der Zeit von 1938 bis 1947 um 40 Prozent zurückgegangen ist, hat sich Amerikas Produktion in derselben Zeit verdoppelt. 1914 lieferte Europa 33 Prozent der Welternte an Weizen und Roggen, bis 1933 konnte es diese Menge aufrechterhalten, 1946 erreichte seine Produktion jedoch kaum noch 24 Prozent. Mit einer Fettproduktion von 5 Mill. t deckte Europa 26 Prozent der Welterzeugung und überstieg damit die Amerikas um 30 Prozent. Zwar genügte diese Produktion nicht für den eigenen Bedarf; 1946 erreichte sie nur noch 15 Prozent der Welterzeugung und stellt nur noch 58 Prozent der Amerikas dar. Diese Beispiele könnte man bis ins Endlose fortführen. Die Versorgung und der Handel Europas sind eng mit der Transportkapazität seiner Handelsflotte verknüpft. Wenn die Bruttoregister-Tonnenzahl der Welt in der Zeit von 1938 bis 1947 um 20 Mill. t gestiegen ist, so hat der auf die europäischen Länder entfallende Teil in derselben Zeit um 33 Prozent abgenommen. 1945 dehnte sich Europa außer Rußland über 5 710 000 qkm aus. 1948 betrug die Oberfläche der am Marshall-Plan teilnehmenden Länder nur 3 260 000 qkm, da Rußland sich praktisch 1 600 000 qkm angeeignet hatte. So hat Europa im Laufe von drei Jahren die Bergbaugebiete Polens verloren, Ungarns und Rumäniens reiche Getreidefelder und vor kurzem noch die bedeutenden Industrien der Tschechoslowakei. Außerdem leben von nun an 80 000 000 Europäer jenseits des Eisernen Vorhangs, wo ihr Lebensstandard in erschreckendem Maße abgesunken ist. Westeuropa hat immerhin noch 247 Millionen Einwohner gegenüber 310 Millionen in Rußland und der östlichen Staatengruppe und 142 in den USA. Westeuropa erzeugt jährlich 550 Millionen Kohle gegenüber 220 Millionen in Osteuropa und 550 Millionen

in den USA, mehr als 50 Mill. t Stahl, d. h. ebensoviel wie die USA und doppelt soviel wie Rußland. Auch hinsichtlich der Krafterzeugung ist Europas Lage günstig. Es versorgt sich mit mehr als 170 Milliarden kWh gegenüber Amerika, das 270 und Rußland, das kaum 55 Milliarden erzeugt. Die im Handel gemachten Feststellungen sind noch ermutigender. Trotz der augenblicklichen Einschränkungen belaufen sich die von Europa getätigten Transaktionen auf 20 Prozent der Weltausfuhr gegenüber 13 Prozent der USA und 1,5 Prozent Rußlands.“

„Heimat für Heimatlose“. Dorothy Thompson, die große amerikanische Schriftstellerin und Menschentreundin, hat einen Vorschlag gemacht, der in dieser Zeit der Unmenschlichkeit und Herzenshärte wie eine Botschaft aus einer besseren Welt wirkt. Sie hat nämlich angeregt, man möge den Präsidenten Roosevelt, dem man in Amerika ein Denkmal zu setzen beabsichtigt, an Stelle eines Denkmals lieber dadurch ehren, daß „man in seinem Namen Dinge wiedergutmacht, die er gezwungenermaßen zugelassen hat und die unaussprechliches Leid zur Folge hatten“. Zu diesen Dingen gehört vor allem die Behebung der Not jener unzähligen Menschen, die durch die von Roosevelt leider zugelassenen Maßnahmen der Großmächte, Maßnahmen, die allerdings schon von den Nazis eingeleitet waren, ihre Heimat verloren haben und nun als „verschleppte Personen“ in der Welt umherirren, weil ihnen ein bestimmtes Stück Papier, der Paß, fehlt. Dorothy Thompson schlägt vor, daß man allen denen, die in Europa heimatlos geworden sind und die eine unmenschliche Regierungspolitik zur Nichtexistenz verdammt hat, einen „Roosevelt-Paß“ ausstellt, der auf dem Umschlag das Bild des verstorbenen Präsidenten sowie sein Versprechen der vier Freiheiten trägt, und der ohne jedes weitere Visum für alle Länder der Welt gilt, welche die Menschenrechte anerkennen. Ferner sollte man einen Fonds stiften, aus dem jeder Inhaber eines Roosevelt-Passes ein Darlehn von nicht mehr als 500 Dollar erhält, das in fünf Jahren zurückzuzahlen ist. Dann sollte man diesen Leuten erlauben, zu gehen, wohin sie wollen. Es ist ein Beweis dafür, wie völlig unsere ganze Denkungsart mechanisiert ist, daß noch niemand vor Dorothy Thompson auf den Einfall gekommen ist, Millionen Menschen, die registriert, kontrolliert, administriert und schikaniert werden, von dieser staatlichen Kontrolle zu befreien und ihnen jene Freizügigkeit zu gewähren, die wir Älteren noch aus der Zeit vor 1914 in Erinnerung haben. Die Aussichten auf eine Verwirklichung dieses den besten amerikanischen Traditionen entsprechenden Planes können freilich in dieser Welt der Staatsomnipotenz, des Bevormundungswahnsinns und der Sklaverei nicht als besonders günstig bezeichnet werden. Aber alle freiheitsliebenden Menschen der Welt werden die Anregung Dorothy Thompsons wie einen Lichtstrahl im Gewölk des Stumpfsinns und der Trägheit des Herzens begrüßen.

Vivant sequentes. In der Nr. 149 des 13. Jahrgangs der Schweizer Tageszeitung „Die Tat“ lesen wir:

„Der amerikanische Staatsbürger Garry Davis, ehemaliger Schauspieler, dann Bombardierungsfieger während des Krieges, hat sich letzte Woche auf das amerikanische Konsulat in Paris begeben, um feierlich auf seine Nationalität zu verzichten, seinen Paß zurückzugeben und es als von keiner Staatszugehörigkeit beschwerter »Bürger

der Welt« zu verlassen. Davis macht nicht den Eindruck eines Phantasten, er hat eine (als Nichteuropäer vielleicht unzulängliche) Vorstellung von den Schwierigkeiten, die einen »Staatenlosen« erwarten, aber er ließ sich von den besorgten Konsularbeamten nicht umstimmen. Er ist der Ansicht, daß ein Anfang gemacht werden muß. Wenn alle politischen Denker unserer Zeit von Toybee bis Tagore feststellen, daß die Überwindung der Nationalitäten der einzige Weg sei, um die Welt vor neuen und endgültigen Katastrophen zu retten, so laßt uns denn Weltbürger werden! Und Davis, der keine nationale Souveränität mehr anerkennt, will nach Deutschland gehen, das keine nationale Souveränität mehr besitzt, um dort als Arbeiter einige Ruinen wiederaufzurichten zu helfen, an denen er sich als Bombenflieger mitschuldig fühlt.

Die Welt hat also außer Hunderttausenden unfreiwilliger Staatenloser und »displaced persons« schon einen »Weltbürger« aus freiem Entschluß, aus einer jener einfachen, rührenden und unwiderleglichen Überlegungen, die durch alle Träume der Menschheit gehen: wenn alle sich weigern würden, zu schießen, so gäbe es keinen Krieg, und wenn alle gut wären, so gäbe es keine sozialen Fragen ...

Wenn alle sich weigern würden, zu schießen ... und die Welt dann nicht wehrlos in die Hände derer fiel, die trotzdem schießen.

Garry Davis hat viele Briefe erhalten, mitleidige, höhnische und bewundernde. Der schönste ist der Brief eines Italieners, in dem es heißt: »Ich für mich wage es nicht, die unvermeidliche Ausweisung durch die Fremdenpolizei, die Zwangsrepatriierung, den Skandal und die wahrscheinliche Internierung im Irrenhaus auf mich zu nehmen. Wenn aber in einigen fünf Jahren die Menschen, alle pflichtgemäß mit gültigen Pässen etikettiert, sich gegenseitig niedermachen, so möge Gott in seiner Gerechtigkeit einen Weg finden, Herrn Davis zu verschonen. Er ist von allen, die ich kenne, der einzige, der es verdient.«

Wann wird die Zeit kommen, daß dieser heute so ungewöhnliche Schritt des amerikanischen Staatsbürgers Garry Davis eine Selbstverständlichkeit sein wird?

Tempora mutantur. Wenn der unglückliche Zeitgenosse heutzutage eine Zeitung öffnet, so springen ihm Schlagzeilen in die Augen etwa des Inhalts, daß der amerikanische Außen- oder Handelsminister erklärt hat, Rußland stelle die größte Gefahr für den Weltfrieden dar, und wenn Amerika nicht zuschläge, werde es bald zu spät sein. Worauf die Russen in jenem rauhen Tone antworten, den wir Deutschen seit dem Abgange Adolfs des Verruchten noch in deutlicher Erinnerung haben, der aber über unsere tiefgeduckten Köpfe hinweg die Umgangssprache der sogenannten Staatsmänner geworden zu sein scheint. Darüber hinaus gehören Mitteilungen über neue biologische, chemische und atomische Waffen mit einem Vernichtungsradius von Millionen Quadratkilometern und Millionen Menschen sozusagen zu unserem täglichen Brot und tauchen als eine Art Seeschlange nicht nur in der heißen, sondern auch in der kalten Jahreszeit unablässig auf. Es ist demgegenüber interessant, sich zu vergegenwärtigen, wie vor hundert Jahren die Sensationen aussahen, die die Gemüter bewegten. So veröffentlicht die Berner Zeitung »Der Bund« (11. Februar 1948) unter der Überschrift »Aus Zeitungen des Jahres 1848« schweizerische Meldungen aus diesem Jahr, unter anderem das Erscheinen einer Note des Zaren Nikolaus I. an die Schweiz, daß er die der Schweiz zugesicherte Neutralität suspendiere, bis sich die Schweiz bessere und solange sie so vielen fremden Revolutionären Aufenthalt gewähre, von dem aus sie die Ruhe der

Nachbarstaaten bedrohten. Man war damals, wie die Blätter meldeten, vielfach der Meinung, die letztere Stelle beziehe sich auf Lola Montez, die von ihrem königlichen Liebhaber der Münchener Volksrache geopfert und an der Spitze mehrerer Allemannen in der Schweiz angekommen sein sollte. Fast noch aufregender liest sich ein gleichzeitiger Bericht aus München, das sich damals eben wegen Lola Montez in einem Zustand leidenschaftlicher Erregung befand. Besonders alarmierend wirkte auf die Münchener von damals die Tatsache, daß Lola, welche zur Studentenverbindung Allemannia hielt, bei einem Streit zwischen dieser und den anderen Landsmannschaften Partei für ihre Schützlinge nahm, indem sie im Bazar einem Studenten einer anderen Verbindung eine Ohrfeige gab. Als darauf die Studenten dieser Verbindung auf sie eindrangen und sie insultierten, ließ der König zur Strafe die Universität schließen und die fremden Studenten zum Verlassen Bayerns anweisen. Dieser politische Sturm dauerte aber nur einen Tag, denn als eine Deputation von tausend der achtbarsten Bürger beim König bittend für die Hochschule einkamen, besann er sich anders, nahm seine Anordnung zurück und schickte Lola fort, die „wie ein Drache zur Stadt hinausfuhr“. Eine Masse Volks wollte ihr Haus niederreißen, wurde aber durch das Erscheinen des Königs daran gehindert, indem sie dauernd „Vivat!“ rufen mußten, worauf „München sich erleichtert fühlte wie nach einem allgemeinen Aderlaß“ und einige Tage später aus Bern die Ankunft Lolas im „Falken“ gemeldet wurde. Heute tragen die Wogen der politischen Erregung eine etwas blutigere Farbe als in den idyllischen Zeiten unserer Groß- und Urgroßväter, und man sehnt sich aus dem Zeitalter der Pestbazillen und Atombomben in jene Zeit zurück, wo der Streit um eine königliche Maitresse den einzigen politischen Gärungsstoff darstellte und Rußland sich durch nichts anderes bedroht fühlte als durch das Erscheinen Lolas in der Schweiz.

Unerfüllte Sehnsucht. Die Wünsche über Deutschlands Zukunft, die Goethe im Gespräch vom 23. Oktober 1828 zu Eckermann äußerte, sind im heutigen Deutschland ferner von der Erfüllung denn je; aber sie verdienen, heute wiedergegeben zu werden. Goethe sagte:

„Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftige Eisenbahnen werden schon das Ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander! Und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind. Es sei eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von den Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.“

Auslandsstimmen

Das Londoner Abkommen

In der „Neuen Zürcher Zeitung“, Fernausgabe Nr. 161, heißt es im Leitartikel „Die Deutschlandpolitik der Westmächte“: „Wenn die angelsächsischen Mächte die Wahl einer verfassunggebenden Versammlung und die Einsetzung einer deutschen Regierung für das gesamte Gebiet der Westzonen unter allen Umständen beschleunigen wollen, so entspricht das ihrer Überzeugung, daß die wirtschaftliche Hebung des Landes nur auf Grund freiwilliger Mitarbeit und Mitverantwortung des deutschen Volkes zu erreichen sei. Das Echo das die Londoner Beschlüsse und Empfehlungen in Deutschland gefunden haben, spricht nicht ohne weiteres dafür, daß die Reaktivierung der deutschen Staatlichkeit die Verwirklichung des Programms der Westmächte erleichtern werde. Nicht nur in Paris, sondern in Amerika selbst regt sich die Sorge, daß eine deutsche Regierung in den westlichen Zonen nicht ohne weiteres ein zuverlässiger Garant der Zusammenarbeit mit den Demokratien sein könnte, sondern vielmehr in erster Linie versuchen würde, Rußland gegen die Westmächte auszuspielen. Dieses Risiko besteht zweifellos; aber es muß in Kauf genommen werden, da die Durchführung des Europäischen Wiederaufbauprogramms unter den gegebenen Verhältnissen kaum anders als im Sinne der Londoner Empfehlungen denkbar ist und schließlich vom Erfolg des kühnen amerikanischen Experiments für den Kontinent und selbst für das skeptisch-widerstrebende Frankreich mehr abhängt als von bloßen Sicherheitsvorkehrungen.“

In den „Basler Nachrichten“, 104. Jahrgang, Nr. 239, nimmt Dr. Oeri nach Untersuchung der Stellungnahme Frankreichs folgendermaßen Stellung: „... Schimpfen können, ja müssen natürlich auch die Deutschen. Man wirft ihnen das Londoner Abkommen an den Kopf, und das ist keine Methode, solide politische Arbeit zu machen. Aber der Fehler ist nicht in London 1948, sondern schon 1945 geschehen, als man das Reich bei seiner Kapitulation als selbständigen Staat abwürgte und es

dadurch als wirklichen Verantwortungsträger unmöglich machte. Das können die Deutschen jetzt und noch hin und wieder geltend machen. Aber mit vernünftigem Maß! Es ist besser, wenn die Alliierten es selber merken, als wenn man es ihnen allzuoft unter die Nasen reibt. Deutscherseits wird man ja doch auch bedenken müssen, daß man das Staatsgebilde, das man nach dem Londoner Konzept jetzt wird vorstellen müssen, nicht vor dem eigenen Volk gar zu gröblich diskreditieren darf, wenn man auf ein leidliches Maß von Autorität rechnet. Einiger moralischer und wirtschaftlicher Kredit ist unentbehrlich. Und man darf ihn, ohne die eigenen Leute zu beschwindeln, doch wohl bis zu einem gewissen Grade beanspruchen. Man braucht nur ganz ehrlich auf den himmelweiten Unterschied zwischen dem konkreten Londoner Abkommen und der sadistischen Phantasiewelt der Herren Morgenthau und Vansittart hinzuweisen. Mit der Selbstdiskreditierung besorgt man ja doch nicht eigene, sondern russische Geschäfte. Die Sowjetpropaganda wird was ihr niemand verübeln kann, gegen das Londoner Abkommen in der deutschen Öffentlichkeit geltend zu machen versuchen, was gläubige Mägen irgend verdauen können. Deutsches Mitjammern hat sie dazu nicht nötig.“ ...

„Unterliegen durch Widerstand“

In Nr. 762, 16. Jahrgang von „Die Weltwoche“ schreibt Dr. Thomas Rimasen einen Artikel, der die deutschen Ministerpräsidenten zu ernstem Nachdenken über ihre Antwort auf die Londoner Empfehlungen bewegen sollte. Der Verfasser geht von dem Verhalten der Japaner zu den Besatzungsmächten aus, denen gegenüber die Japaner die Parole verfolgten: „Siegen durch Nachgeben“, eine Methode die der Grundregel der japanischen Kampfkunst des Judo (Jiu-Jitsu) entspricht. Diese Politik des Nachgebens sei allerdings nur unter der Voraussetzung erfolgreich daß man das unbedingte Vertrauen in die Vitalität und die geistig-moralische Überlegenheit des eigenen Volkes habe.

„In Deutschland scheint uns im Gegensatz zu dem Prinzip des Nachgebens dasjenige des Widerstandes zu herrschen, ja, heute fühlt man sich sogar versucht, von einer Opposition auf der ganzen Linie zu sprechen: Opposition gegen die Zweiteilung Deutschlands, gegen die politische Bevormundung, gegen die Internationalisierung der Ruhr, gegen die Reparationen gegen die Ausfuhrbeschränkung und Kontrolle, gegen die von den Amerikanern angeregte Schulreform, gegen die französische Sprache in deutschen Volksschulen, gegen die Pressepolitik, gegen das Lizenzwesen im Buchverlag, gegen englischen Hochmut, amerikanischen Kulturlosigkeit und französischen Dünkel — eine Einstellung, die mit dem Schlagwort vom »Londoner Diktat« ihr adäquates Ausdrucksmittel gefunden hat. Ein hundertprozentiges Entgegenkommen besteht in Deutschland auf keinem einzigen Gebiet weder politisch noch wirtschaftlich, noch kulturell oder geistig...

Wohin hat die deutsche Politik des Widerstandes bisher geführt? Zu einem wachsenden Mißtrauen gegenüber den deutschen Ambitionen und zu einer für Deutschland schädlichen, zögernden und uneinheitlichen Politik der Westmächte. Heute werden nicht nur in Frankreich, sondern auch anderswo Befürchtungen laut, eine selbständige deutsche Regierung könne auf den Gedanken verfallen, Rußland gegen die Westmächte auszuspielen.

Ist die deutsche nationale Forderung in unserer heutigen Zeit politisch gerechtfertigt? Wir glauben, daß ein Nachgeben in dieser Frage einen doppelten Vorteil hätte haben können: Es hätte zur Überwindung des allgemeinen europäischen Nationalismus beigetragen und gleichzeitig die Chance für die Deutschen erhöht, einen den übrigen europäischen Völkern entsprechenden Status wiederzuerlangen.

Die europäischen Völker sind sich zwar theoretisch darüber einig, daß der Nationalismus überwunden werden und womöglich ein föderatives Europa entstehen sollte zeigen aber praktisch die größten Hemmungen, ihre traditionell verbürgten Rechte aufzugeben ja, in unserer verwirrenden Übergangszeit in der altes und neues Gedankengut aufeinanderprallt, kann der Fechter für die Vereinigten Staaten von Europa, sogar noch in den

gefährlichen Geruch des Landesverrats gelangen. Von Deutschland verlangen wir also im Grunde genommen etwas, wozu wir selbst nicht bereit sind...

Durch eine Politik des Nachgebens wäre das Mißtrauen gegenüber Deutschland wohl bereits teilweise überwunden. Nehmen wir die Ruhrfrage als Beispiel. Wird Europa als eine Einheit betrachtet, so wäre es eher begrüßenswert, wenn dieses mächtige Produktionszentrum von einem internationalen Konsortium verwaltet würde. Das würden auch die Deutschen zugeben — aber nur unter der Voraussetzung, daß sie auch selber in diesem Konsortium vertreten wären. Hier liegt der springende Punkt: Das Nachgeben obwohl kein Deutscher beteiligt ist. Die Judo-Einstellung würde vorschreiben: Erkläre die Organisation für ausgezeichnet und sage deine Mitarbeit zu. Dann wird man dir im Laufe der Zeit wieder verantwortungsvolle Posten überlassen...

Es ist seltsam, daß in Deutschland, das die schlimmsten Auswüchse des Nationalismus und deren Folgen erlebt hat; offenbar so wenig Gefühl für die Überlebtheit des Nationalismus besteht. Der Druck der Besatzungsmächte, so sagen sie manchmal, habe den Gegendruck eines neuen Nationalismus erzeugt. Aber Judo sagt: Du bist der Schwächere; dein Gegendruck wird zermalmt. Sei klug! Weiche aus!

Die Deutschen haben seit etwa 100 Jahren eine ständige Angst davor, ihr eigenes »Wesen« und damit ihre eigene Kultur zu verlieren. Das war anders vom Mittelalter bis zu Goethes Zeiten, als Deutschland die für sich und die Welt wunderbarsten Leistungen vollbrachte. Es gab eine gesamtabendländische Kultur, als deren Bestandteil und Diener sich auch die Deutschen betrachteten. Heute wird in Deutschland, wie auch anderswo, Eigenbrötelei mit »Kultur« verwechselt. Für Deutschland ist die Anpassung an den westlichen Kulturkreis ja sogar die Verschmelzung mit diesem um so notwendiger als es in den letzten Jahrzehnten mehr als die anderen Völker von der Welt abgeschnitten gewesen ist. Man sollte meinen, daß der gesunde Instinkt des deutschen Volkes schon allein aus Selbsterhaltungsgründen zu einem Ausgleich mit der westlichen Welt tendieren müßte. Schließlich ist die heutige deutsche Position nur eine Übersteigerung

der gesamteuropäischen, indem wir uns ja alle daran gewöhnen müssen, daß sich das Zentrum unseres Kulturkreises in den meisten Hinsichten bereits über den Ozean verlagert hat ...

Fehlt es den Deutschen an Flair für die Zukunft? An einem Gefühl dafür, daß derjenige Sympathien gewinnen und bestehen wird, der bereit ist, sein Anliegen selbstlos mit dem europäischen zu vereinigen? Unsere Psychologen sagen seit langem, daß wir alle eine gute Portion ostasiatischer Weisheit notwendig hätten. Warum nicht, auch in der Politik? Selbstverständlich geht uns das alle an, aber die Deutschen sicherlich am meisten, weil sie am gefährdetsten sind."

Die Belagerung Berlins

wird von "The Economist" (Nr. 5471) in einem Leitartikel behandelt, der darauf hinweist, daß die russische Aktion in Berlin seit dem Scheitern der Londoner Konferenz voraussehbar gewesen sei, daß aber trotzdem die Westmächte versäumt hätten, sich auf die Belagerung vorzubereiten und infolgedessen jetzt zu improvisierten Maßnahmen greifen müßten. Die nunmehr entstandene ernste Lage zwingt die Westmächte, sich auf eine unbegrenzte Dauer der Belagerung einzurichten, da ein Einlenken von russischer Seite nicht erwartet werden könne. Das Blatt wirft die Frage auf, ob die Mächte einen entsprechenden Plan ausgearbeitet hätten. Es betont die Ehrenpflicht der Westmächte, das demokratische Berlin nicht der russischen Rache auszuliefern und schließt mit der Aufforderung, unter allen Umständen die Blockade zu brechen, was den ersten Schritt zu einem endgültigen politischen Sieg über die Russen bedeuten würde. Ähnliche Gedankengänge äußern "Time & Tide" (Nr. 27) in einem „Kein München in Berlin“ überschriebenen Leitartikel, in welchem vor schwächlicher Nachgiebigkeit Rußland gegenüber nachdrücklich gewarnt und Festigkeit selbst auf die Gefahr eines Krieges hin als die einzig zeitgemäße Haltung bezeichnet wird.

Die Krise Jugoslawiens

beleuchtet "The Economist" (Nr. 5471) eingehend und stellt dabei fest, daß die vom Kreml gegen Tito er-

hobenen Vorwürfe hinter ihrem ideologischen Charakter den wahren Kern der Sache verschleiern: es handle sich einfach darum, daß Tito zwar ein Kommunist, aber zugleich ein jugoslawischer Patriot sei, der eine selbständige Politik treiben wolle. Wenn man ihm ideologische Abweichungen vorwerfe, so meine man Insubordination, und diese habe in Moskau um so alarmierender gewirkt, als Tito eine militärische, kühne, in Jugoslawien populäre und daher in den Augen des Kreml gefährliche Persönlichkeit sei. Besonders sein Projekt, eines von Rußland unabhängigen Balkanblockes, habe das Mißtrauen des Kreml erregt. Die Westmächte dürften sich freilich nicht der Hoffnung auf eine westliche Orientierung Titos hingeben, sollten sich aber die ersten Risse, die sich im Balkanblock zeigten, besonders in wirtschaftlicher Hinsicht zunutzen machen und den Balkanvölkern beweisen, daß sie von Rußland alles zu fürchten, vom Westen dagegen manches zu hoffen hätten. Auch "Time & Tide" (Nr. 27) vertreten im wesentlichen die gleiche Auffassungen und weisen noch besonders darauf hin, daß sich auch in den anderen, Jugoslawien nahestehenden Balkanstaaten die ersten Zeichen einer Entschlossenheit zeigten, sich von Rußland frei zu machen.

Optimismus oder Pessimismus?

In Nr. 252 des 104. Jahrgangs der "Basler Nachrichten" erörtert Chefredaktor Dr. Oeri die Frage, ob eine optimistische Auffassung für eine nahe Aussöhnung der Gegensätze zwischen Ost und West begründet sei. Er stellt es als ungeklärt hin, ob die angebliche russische Absicht zur Verständigung ehrlich gemeint sei. Er meint, daß man lieber fragen sollte, weshalb denn die Großmächte den total sterilen Nachkrieg überhaupt geführt hätten. Vom finanziellen Standpunkt aus wäre doch zu prüfen gewesen, ob denn die Verarmung Englands und die Auspumpung der amerikanischen Wirtschaft durch den Marshall- und andere Pläne hätten vermieden werden können, wenn man sich früher mit der "russischen Vogelscheuche" arrangiert hätte. Er fährt dann fort: "Und diese Vogelscheuche selbst hat ihren Nutzeffekt längst erreicht und überschritten. Das europäische Satelliten-

glacis der Sowjetunion ist seit mehr als zwei Jahren für den ursprünglichen Deckungszweck groß genug, und das fortgesetzte Decken der Deckungen verursacht permanente Mehrkosten, ohne daß auf die Treue der Satelliten deshalb eher gerechnet werden könnte, im Gegenteil! Ein Kenner Osteuropas hat uns darauf hingewiesen, daß die natürliche bolschewistische Expansionszone dort ihre längst erreichte Grenze hat, wo die charakteristisch europäische Klein- und Mittelbauernwirtschaft fest begründet ist; westlich davon ist mit viel Militär noch einiges zu erobern, aber nichts mehr dauernd zu sowjetisieren. Wenn man überhaupt an stabile »Interessenzonen« glaubt, so sind diese von hüten und von drüben aus erreicht, und die Erweiterungsversuche kosten verhältnismäßig viel zuviel. Also, warum solche über 1948 hinaus überhaupt noch machen?

Freilich: es gibt Beobachter, deren gegenwärtiger Optimismus gerade so weit reicht, daß sie an die vorläufige Entlastung Europas glauben, die aber einfach mit einer Fortsetzung des Weltkampfes in Asien rechnen; dort fände Rußland für die unvermeidliche Auseinandersetzung mit Amerika günstigere Vorbedingungen und könnte derweilen erst noch mit Muße die fehlende Vorbereitung des Atombombenkriegs nachholen. Natürlich wissen wir nicht, ob man in Moskau tatsächlich so rechnet. Selbstverständlich ist es nicht; denn Asien ist verdammt groß, und nur schon China ist trotz oder wegen seiner heutigen Misere schwer verdaulich für fremde Eroberer. Dazu kommt die angelsächsische Überlegenheit zur See. Wie die Konferenz auf den Fidschi-Inseln zeigt, wird dieser gerade jetzt im Pazifik vermehrte Aufmerksamkeit gewidmet. Auch Alaska wird immer besser gesichert.

In die Zone des Unwißbaren gehört für uns Westeuropäer auch die Frage, wer in Moskau, wenn die Drehscheibe überhaupt jetzt bewegt werden soll, den Hebel in der Hand hat. Immer noch die Macht, die man »Krem« nennt? Oder ist diese durch Kominform verdrängt? Wie ist dann die gegenwärtige Position Molotows und seines gehorsamen Dieners Gromyko zu verstehen? Wir haben alle unmittelbar vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges die plötzliche Verdüsterung von Litwinows Stern mit Ver-

wunderung erlebt. Passiert jetzt auch wieder so etwas, und wie wäre es zu deuten, für oder gegen die Verbesserung der Friedenschancen?

Amerikanische Weltrevolution?

Der Washingtoner Korrespondent der schweizerischen Zeitung »Die Tat« bezeichnet in Nr. 129 dieses Blattes die Tatsache, daß sich die ungeheure Revolution des technischen und materiellen Fortschrittes in Amerika mit überholten und oft eindeutig rückschrittlichen Ideen verbinde, als eine ernste Gefahr für die Vereinigten Staaten. Ebenso wie die kommunistische Revolutionsidee in Rußland, sei auch die Revolutionsidee in Amerika entartet, und ein amerikanischer Lehrer, der heute seinen Schülern erzähle, daß jeder in der USA »die gleiche Chance habe«, sei ebenso wirklichkeitsfremd oder verlogen wie ein russischer Kursleiter, der seinen Hörern weismachen wollte, daß sie in einer sozialistischen Gesellschaft lebten. Die Abkehr von den Ideen der amerikanischen Revolution, die immer offenere Herrschaft privilegierter Gruppen im amerikanischen Wirtschaftsleben und in der amerikanischen Innenpolitik schwäche in zunehmendem Maße die Kraft Amerikas. Während Edison und Ford noch in einem Amerika groß geworden seien, das Kontrolle und Monopole noch kaum gekannt habe, würden die heutigen jungen Wissenschaftler durch Einschränkung der Publikationsfreiheit, Konkurrenzkampf und Patentkonflikte der großen Konzerne ebenso wie durch das dauernde Eingreifen militärischer Stellen so gehemmt, daß ihre Schaffenskraft und Arbeitslust leide, eine Tatsache, die ganz offen auf allen amerikanischen Kongressen beklagt werde. Diese Abkehr von den Idealen der amerikanischen Revolution erweise sich auch als die Gefahr der amerikanischen Außenpolitik. Einer der führenden Demokraten, Chester Bowles, habe mit Recht kürzlich in »New York Times Magazin« darauf hingewiesen, es genüge nicht, daß die USA ein Programm des Gegen hätten, sie müßten auch eins des Für haben, und nicht nur für die politische, sondern auch für die wirtschaftliche Demokratie eintreten, für das Recht des Bauern auf Landeigentum, des städtischen Arbeiters auf anständigen Lohn und Unterkunft, das Recht aller Menschen auf ein Mini-

mum an Erziehung und Gesundheitspflege. Nur so könnten sie die Führung auch der geistigen und seelischen Kräfte in der Welt übernehmen, wenn sie diese wirklich gegen den Kommunismus zu schützen gedächten.

Amerikanische Hoffnungen und Befürchtungen

werden in zwei interessanten Korrespondentenberichten vom 15. und 16. Juni in den „Times“ besprochen. Als das charakteristische Kennzeichen der allgemeinen Stimmung bezeichnet der Berichterstatter eine tiefe Sehnsucht nach Weltfrieden, wie sie auch nach dem ersten Weltkriege in den Vereinigten Staaten bestanden habe, aber zugleich eine leidenschaftliche Enttäuschung über Rußland, das sich als aggressiv und imperialistisch erwiesen habe, sowie ein dumpfes Gefühl des Grauens vor der Sowjetunion als einer fremden und heimlichen Macht, gegen welche die Welt zu schützen die Amerikaner als eine heilige Verpflichtung empfänden. Die auf Widerstand gegen Rußland gerichtete Politik der amerikanischen Regierung werde vom ganzen Volk gebilligt und getragen, vielfach sogar als nicht entschlossen genug empfunden. Gegen England sei die öffentliche Meinung so freundschaftlich gestimmt wie wohl noch nie; es seien nicht nur die früheren Klagen gegen den britischen „Imperialismus“ verstummt, man beklage vielmehr das zu weitgehende Zurückweichen Englands an bedrohten Punkten. Die europäischen Verhältnisse beobachte man mit gespannter Aufmerksamkeit und neige dabei zu der Auffassung, daß an der noch immer verzögerten wirtschaftlichen Erholung des Kontinents mindestens zum Teil die sozialistischen Experimente mancher Regierungen schuld seien. Sei schon dieser europäische Sozialismus den Amerikanern unsympathisch und verdächtig, so erschiene ihnen „the American way of life“ durch den russischen Kommunismus so sehr bedroht, daß man allgemein entschlossen sei, ihm mit allen Mitteln entgegenzutreten und die politische, geistige und wirtschaftliche Freiheit Amerikas und damit der Welt zu behaupten. Ähnliche Gedankengänge werden in einem Leitartikel in „Human Events“ (Nr. 227) vertreten, in welchen die zahlreichen freien Einzelunter-

nehmungen als die allein sichere Stütze der bürgerlichen Freiheit bezeichnet werden, die, wie überall selbst in Amerika, durch einen immer mächtiger werdenden staatlichen Apparat bedroht werde. Wie die Väter der englischen Freiheit 1689 und die der amerikanischen 1776 gegen die Tyrannei der Könige angekämpft und deren unbeschränktes Besteuerungsrecht vernichtet hätten, so müßten die Amerikaner von heute gegen den Moloch des allumfassenden Staates ankämpfen.

Demokratie nicht die Staatsform des Selbstmordes

In der Nr. 255 des 104. Jahrgangs der „Basler Nachrichten“ schreibt Dr. A. Oeri in dem „Tagesbericht“ über „Friedenschancen?“ Er führt aus, daß die Sache des Weltfriedens gewissen Gefahren entgangen sei durch die Annahme der Londoner Empfehlungen in der französischen Kammer und durch die Tatsache, daß Senator Vandenberg durch sein energisches Eingreifen im wesentlichen den Angriff des Repräsentantenhauses gegen den Marshall-Plan wirkungslos gemacht hätte, daß aber von einer zuverlässigen Sicherung des Friedensfortschrittes noch nicht gesprochen werden könne. Im Falle Vandenberg gehe es um die Autorität des „gescheiterten Außenpolitikers“ der Vereinigten Staaten. Es heißt dann:

„In beiden Fällen liegt eine Reaktion vor, die man in der parlamentarischen Demokratie schon gar zu oft beobachtet hat: der Trieb der Unterlegenen, sich persönlich am Sieger zu rächen. Es gibt überall Leute, die eine Niederlage, ob verdient oder unverdient, einfach nicht hinnehmen können und dann bösartig werden. Um einen groben Ausdruck zu verwenden: Nietzsche sprach von der »Lust am Stinken«. Sie muß sich zuweilen austoben.“

Für die Betroffenen sind solche Anfechtungen zeitweilig sehr unangenehm, bedeuten aber für sie nicht den politischen Tod, wenigstens dann nicht, wenn ihre Kraft stark und ihre Sache gut ist, und dann nicht, wenn ihre Gegnerschaft aus Demagogen besteht von der Sorte, die nicht viel mehr kann als auf der populären Linie des geringsten Widerstandes fechten. Feig ist der normale Demagoge ja meistens. Aber es gibt

auch anormale! Solche hat unsere Generation in den Personen Mussolinis und Hitlers erlebt. Derlei Gespenster können wieder erscheinen, und wenn die Demokratie sich selbst gar zu oft diskreditiert, ist das Wiederauftauchen kaum vermeidbar. Zum Beispiel gerade in Frankreich, das, wenn es Kräfte wie diejenige Bidaults glaubt verschwenden zu können, leicht unter eine Rechts- oder eine Linksdiktatur geraten kann, trotz dem Dutzend Stimmen, mit dem in der Kammer einstweilen das juste milieu gesiegt hat. Auch in Amerika könnte schließlich, wenn es mit der prosperity einmal hapern sollte, der leichtfertige Teil der Bourgeoisie, der sich Späße wie die plötzliche Attacke gegen den Marshall-Plan glaubt leisten zu können, in die Zange zwischen einer Generals- und einer Gewerkschaftsdiktatur geraten.

Über solche Gefahren könnten die kommenden Sommermonate, die politisch heiß zu werden versprechen, entscheiden. Man freue sich also nicht zu sehr über die einstweilen gelungene Durchfahrt zwischen Skylla und Charybdis. Es können für die Sache des Weltfriedens noch gefährlichere Proben auf Leben und Tod bevorstehen. Und da wird sich die Demokratie zu wehren haben. Anderwärts wie bei uns. Um noch einmal auf die Odyssee zurückzukommen: es gibt auch Sirenen, die harmlos, sogar lieblich aussehen und singen können, aber desto gefährlicher sind.

Im Basler Großen Rat hat letzte Woche Regierungsrat Wenk das gute Wort geprägt: »Die Demokratie ist zwar die Staatsform der Geduld, aber sie ist nicht die Staatsform des Selbstmordes.« Vor Anwendungen zum »fahrlässigen Selbstmord« werden sich die überzeugten Demokraten gerade jetzt in aller Welt hüten müssen. Sonst ist es aus mit allen Friedenschancen im Staatsinnern wie in der internationalen Politik!

Das Vorspiel des Prager Staatsstreichs

Durch einen immer ausgezeichnet informierten Korrespondenten berichtet die »Neue Zürcher Zeitung« Fernausgabe Nr. 164, über die Vorgänge, die zum Umsturz in der Tschechoslowakei geführt haben. Dabei erscheint es nicht von ausschlaggebender Bedeutung, wie weit die direkte russische In-

tervention den Umsturz herbeiführte, denn die ganze Entwicklung sei schicksalhaft und unabänderlich gewesen: »Sie lag zwar im Plan einer mächtigen Gruppe, die heute ganz Europa östlich der Linie Triest—Stettin beherrscht, aber in diesem ganzen Gebiet nirgends die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich hat. Die Mehrheit hat, obwohl sie im Laufe der letzten Jahre ihrer meisten Machtmittel beraubt worden ist, wenigstens an einigen Stellen — z. B. in Finnland, dann aber auch in Ungarn — gezeigt, daß die Möglichkeiten, sich der Beherrschung durch eine Minderheit zu widersetzen, nicht völlig erschöpft sind und daß sie manchmal sogar mit einem gewissen Erfolg ausgenützt werden können. Auch in der Tschechoslowakei wären solche Möglichkeiten noch zu finden gewesen, doch verhinderte die politische und psychologische Ausgangssituation ihre Auswertung. Diejenigen, die sich der kommunistischen Herrschaft widersetzen, kämpften drei Jahre lang einen Kampf, bei dem ihnen die Hände auf den Rücken gebunden waren, während ihre Gegner volle Bewegungsfreiheit besaßen ...

Je näher das Ende der Amtsdauer der Verfassungsgebenden Nationalversammlung rückte, desto mehr wuchs der Druck auf die nichtkommunistischen Parteien. Die Ergebnisse verschiedener Betriebswahlen ließen die Kommunisten erkennen, daß sie wohl über wichtige Machtpositionen im Staate verfügten, daß aber ihr Einfluß trotzdem und trotz ihrer gesteigerten Agitation bei der Wählerschaft im Rückgang begriffen war. Fern davon, sich dem Willen des Volkes, wie er bei freien Wahlen zum Ausdruck gekommen wäre, zu beugen, versteifte sich ihre Haltung immer mehr. Langsam zeichnete sich ihre Absicht ab, ihr ganzes Programm zu verwirklichen, wenn nötig unter Errichtung einer Minderheitsdiktatur. Die im Januar durch die Presse gehende Meldung, an einer Tagung von »Kominform«-Führern in Mailand habe das Vorgehen der Kommunisten in der Tschechoslowakei als wichtigster Punkt auf der Traktandenliste gestanden, fand allerdings nur geringe Beachtung. Ungefähr zur gleichen Zeit aber tauchten Meldungen über einen bevorstehenden Umsturz auf. Einen Monat später kam es dann plötzlich zur Krise, als die bürgerlichen Minister nicht mehr nachgeben, sondern in der Frage der kommunisti-

schen Infiltration der Polizei den Mehrheitsbeschluß des Kabinetts durchsetzen wollten."

Der Unfug der Zwangswirtschaft

Die schweizerische Tageszeitung „Die Tat“ veröffentlicht in Nr. 140 einen Bericht ihres Frankfurter Korrespondenten, der die Mißstände der Bewirtschaftung des deutschen Außenhandels ins Licht stellt. Das Blatt schreibt: „Die Differenzen zwischen deutschen Exporteuren und Verwaltungsstellen und der angloamerikanischen Export-Importagentur (JEIA) sind im Laufe der Zeit so groß geworden, daß nun deutscherseits zu energischen Protesten Zuflucht gesucht wird, um die Besetzungsbehörden von der für deutsche Begriffe unmöglichen Arbeitsweise der JEIA zu unterrichten. Wenn auf der einen Seite die Alliierten ständig von der Ankurbelung des deutschen Exportes sprechen, damit dessen Erlöse zur Einfuhr lebenswichtiger Güter verwendet werden könnten, dann dürfe auf der andern Seite nicht ein willkürliches und dem dringenden Bedürfnis nicht immer angemessenes Importverfahren angewendet werden, so argumentieren die amtlichen Stellen. Wiederholt sind gerade in den letzten Monaten erhebliche Mißgriffe der JEIA angeprangert worden. Man erinnert sich, daß die Bizone viele Millionen Meter Baumwollstoffe schlechter Qualität und mit einem für europäische Verhältnisse unmöglichen Druck kaufen und mit ihren guten Dollars bezahlen mußte, weil die für den Empfang der Ware vorgesehene Bevölkerung des Kongogebietes die Annahme verweigerte. Das neueste handelspolitische Ärgernis ist der Import von Datteln, die an Stelle der aufgerufenen Teigwaren zur Verteilung an die Bevölkerung kamen. Es hat sich herausgestellt, daß durch diese unfreiwillige „Bereicherung des deutschen Speisezettels“ die Aufrüstung des Irans bezahlt wurde. Die Kriegsmateriallieferungen der USA an diesen Nahoststaat wäre am Dollarmangel gescheitert, wenn sich nicht Amerika bereit erklärt hätte, dafür den Dattelüberschuß des Iran in Zahlung zu nehmen, den wiederum Deutschland in Dollars verwandeln mußte. Ein glattes Geschäft für die Amerikaner, aber keine reine Freude für die Deutschen.

Der Wunsch, die eigenen Verwaltungsstellen müßten die Freiheit besitzen, selbständig Handelsverträge abzuschließen und darüber zu entscheiden, was und wie gekauft werden soll, ist nach solchen Beispielen nur zu verständlich. Man verweist darauf, daß während der ersten vier Monate des Jahres die JEIA 222 Millionen Dollar ausgab, die durch deutschen Export frei geworden waren, und möchte über dieses Geld genau so verfügen wie über den Devisenbonus, der den Exportfirmen zum Ankauf von „Unterstützungswaren“ für ihre Arbeiter und Angestellten zur Verfügung steht und über den ebenfalls die JEIA wacht. Man meint, es könne dann nicht geschehen, daß zum Beispiel den zwanzig Arbeitern einer süddeutschen Hopfenfirma pro Kopf und an einem Tag 275 Zitronen als Arbeitsanreiz und Ernährungszuschuß gegeben würden, die den Arbeitern ohne Ausnahme 8000 Mark auf dem Schwarzen Markt eingebracht haben. Die Liste solcher Beispiele ist groß.

Wenn die Protestierenden im gleichen Atemzuge darauf verweisen, daß amerikanische Geldgeber ein ganz besonderes Interesse an Westdeutschland nehmen, obwohl ausländische Investitionen noch verboten sind und die JEIA dieses Verbot kontrolliert, dann wird eine Saite amerikanischer Wirtschaftspolitik angeschlagen, die zumindest für deutsche Hände zum heißen Eisen wird.

Der Schlüssel zum Verständnis liegt in dem Interesse der Amerikaner an der deutschen chemischen und Stahl- und Kohlenindustrie, die nominell noch ohne Eigentümer sind. Ob sich die Militärregierung in einen Zwiespaß mit der amerikanischen Wirtschaft einlassen wird, um den Dollar als kontrollierenden Faktor der Besetzungspolitik auszuschaalten, erscheint mehr als zweifelhaft. Aus diesem Grunde werden die Verwaltungsstellen auch über die Proteste nicht hinauskommen und weiterhin von der JEIA als Hüterin des in Deutschland rollenden Dollars abhängig sein."

Das Fiasko der UN

Das Fiasko der UN wird von „Human Events“ (Nr. 224) in einem Leitartikel des Herausgebers behandelt. Felix Morley weist darauf hin, daß die

UN bisher überall, wo sie hervorgetreten sei, nicht Konflikte zwischen den Nationen ausgeräumt, sondern neue geschaffen habe wie zum Beispiel in Palästina. Eine Einigung über die Kontrolle der Atomenergie sei ebenso wenig erzielt, wie eine solche über die Aufstellung internationaler Streitkräfte. Allerdings hätten die beiden größten Mitglieder der UN, Rußland und Amerika, die in Artikel 45 der Charta vorgesehenen „dringenden militärischen Maßnahmen“ ergriffen, aber diese seien witzigerweise gegeneinander gerichtet gewesen. Die UN sei in der Tat niemals ein Bund der Völker, sondern nur der Regierungen gewesen und stehe moralisch tief unter dem Genfer Völkerbund. Für das amerikanische Außenministerium sei indessen ein völliges Abrücken von der UN schwierig, da die dilettantische Politik des damaligen Staatssekretärs Cordell Hull die Schaffung dieses monströsen Gebildes ermöglicht und den Russen weitgehende Blankovollmachten ausgestellt habe, auf welche sich diese jetzt mit so großem Erfolg berufen könnten, daß der Eindruck entstehe, die Vereinigten Staaten seien es, die das Funktionieren der UN hinderten. Das zwingt die Vereinigten Staaten, ihre Politik zu revidieren und die Illusion der UN ein für allemal aufzugeben.

Die russische Taktik

wird in zwei interessanten Aufsätzen von „Time & Tide“ (Nr. 26) behandelt. W. I. Braun weist in seinem Leitartikel „Die Strategie des Kreml“ darauf hin, daß die Strategie des Kreml unveränderlich, seine Taktik dagegen beweglich und den Erfordernissen des Tages angepaßt sei. Die gegenwärtige Taktik sei die „einer scheinbaren Versöhnlichkeit“, die man angesichts der steigenden militärischen Bereitschaft Amerikas für erforderlich gehalten habe. Sie komme zum Ausdruck in dem auffallend milden Friedensvertrag mit Finnland, in dem Verzicht auf Unterstützung der griechischen Rebellen, in der Prager Erklärung, daß weitere Gewaltmaßnahmen nicht mehr beabsichtigt seien, sowie in der Teilnahme an der Donaukonferenz und der Antwort auf den Wallaceschen Friedensbrief an Stalin. Auf diese Weise sollte das Ge-

fühl der russischen Gefahr sowohl in Amerika wie bei den europäischen Völkern eingeschlafert werden, und man dürfe nicht verkennen, daß diese russische Taktik bereits gewisse Erfolge gezeigt habe. Schwedens Bereitwilligkeit, sich zu gemeinsamen Verteidigungsmaßnahmen mit Norwegen zusammenzuschließen, habe abgenommen, und auch in Frankreich sei die Ratifizierung des Brüsseler Abkommens nur mit einer knappen Mehrheit gelungen, während die russische Taktik in USA völlig wirkungslos geblieben sei. Dieses scheinbare Zurückweichen des Kommunismus dürfe aber niemand darüber täuschen, daß sein Ziel die Erregung von Unruhe und Erschütterung aller bestehenden Regierungsgewalten sei. Diesem Zwecke diene auch die russische Taktik in allen Ländern, besonders den kolonialen, die nationalen Bestrebungen zu unterstützen und die scheinbar unabhängig gewordenen Völker hernach in den Kreis der russischen Satellitenstaaten einzubeziehen. Die Unruhe in den Malaienstaaten, in China und Indien seien im wesentlichen auf kommunistische Machenschaften zurückzuführen, und das gleiche gelte für Westeuropa, wo besonders die Lage in Frankreich und Italien wie der englische Hafenarbeiterstreik ernste Symptome seien. Der Kommunismus sei keineswegs ein Hirngespinnst, sondern ein klarer und durchdachter Plan zur Erringung der Weltherrschaft, den die Westmächte mit allen Mitteln bekämpfen müßten. In einem weiteren „Deutschland und Österreich“ überschriebenen Aufsatz legt das gleiche Blatt dar, daß Rußland nach dem Scheitern des Versuches, eine einheitliche sozialistische Front gegen den Marshall-Plan zu bilden, zum Angriff in Deutschland und Österreich übergegangen sei. Die Blockade Berlins bilde lediglich den Auftakt zur Gründung eines deutschen Oststaates unter russischer Kontrolle, während die russischen Absichten in Österreich dahin gingen, das Land zwar in einiger Zeit zu räumen, vorher aber eine kommunistische Regierung einzusetzen. Der Widerstand der österreichischen Regierung sei stark und zielbewußt, aber die Verhaftung des Wiener Polizeichefs Anton Marek beweise, daß die Russen Ernst zu machen beabsichtigen, wobei sie sich auch in Österreich, ebenso wie in der Ostzone Deutschlands, der Unterstützung aller früheren Nazis zu versichern suchten.

Der große, offenbare Tag

DIE ERZÄHLUNG EINES FREUDES

Der Prophet Joel 3, 1—5, Apostelgeschichte 2, 17—21

2. Fortsetzung und Schluß

Copyright by Atlantis-Verlag, Zürich

„Wie gut“, fuhr Tichon fort, „daß ein Boot, wenn es am Strande liegt, so groß aussieht! Daß es das Selbstvertrauen des Menschen stärkt, der sich damit aufs Wasser begeben will. Und daß ihm das Umkehren unmöglich erscheint, wenn er gewahr geworden ist, wie klein, wie verschwindend klein es in Wirklichkeit ist, nicht viel sicherer, als wollte er sich in seine eigene Hand setzen und darin wegschwimmen.“

Dies war wohl unser beider erste Erfahrung, als wir abgestoßen waren. Makarius indessen war klug gewesen. Er hatte sich ein eigenes Boot gerüstet. Dieses, meinte er, wäre besser, weil ein Boot immer einmal vom Eise beschädigt und leck werden könnte, auf dem Rückwege wollten wir ja zu dritt sein, und das wäre viel für solch ein flaches Boot, zumal wenn etwas Wind aufkam, und müßten wir auf dem Eis übernachten. dann hätte jeder von uns eine Hütte in dem umgekippten Boot. Er hatte sich wie ich Kleider, Pelze und Decken und neben einem Eßvorrat auch etwas Holz mitgenommen.

Bis zum Morgengrauen sprachen wir kaum ein Wort außer einem verlorenen: da! dort! so!, wenn wir uns auf den leichtesten und kürzesten Weg aufmerksam machten. Von Zeit zu Zeit blickten wir uns um, um uns nach dem Land unsere Richtung zu merken. Wir ruderten, wir stiegen auf das Eis, wo die Schollen sich drängten und keine Handbreit Wasser mehr zu sehen war. Wir schoben unsere Boote wie Wasserschlitten vor uns her. Wir keuchten und schwitzten und hatten uns längst den Pelz ausgezogen und fröstelten gleich danach, wenn wir zu den Riemen greifen mußten. Wir hatten auch schon etliche Male offenkundig in Gefahr geschwebt. Gerne hätten wir uns mit einem Strick aneinander gesichert, aber das ging nicht, ohne daß der Strick uns unmöglich gemacht hätte, uns frei zu bewegen. So mußten wir uns, falls einmal der eine von uns stürzen oder ausgleiten und ins Wasser fallen sollte, darauf verlassen, daß der andere rasch zu Hilfe eilen konnte. Verräterische Schollen, die dünn und an den Kanten brüchig waren und entweder brachen oder in die Tiefe tauchten, wenn der Schritt sie betrat, gab es genug. Das Boot aber, das wir vor uns herschoben, sicherte den Weg, und etliche Male konnten wir uns noch im letzten Augenblick bäuchlings auf seinen Bord werfen, als der Fuß keinen Halt mehr fand. Die Klarheit aber, die bald nach Mitternacht angebrochen war, nielt an und verstärkte sich.

Sie offenbarte uns, als das Morgengrauen über den östlichen Himmel kroch, ein unbarmherziges Bild. Was half es uns, daß wir uns lobten, wir hätten seit dem Aufbruch schon ein tüchtiges Stück Weg hinter uns gebracht — ent-

mutigend war die Öde der grauen und schwärzlichen Schollen, zwischen denen kleine Bäume und verschrobenes Wurzelwerk wie abgenagte Skelette herausstaken, und soweit der Blick reichte, war nichts als nur eben dies zu sehen — und hinter uns die gleichsam schützende Umarmung der Wälder am Horizont. Vergebens stieg Makari auf die Ruderbank seines Bootes und hielt Ausschau. Er sah auch von dem erhöhten Standort aus nicht mehr.

Je weiter wir in den See hinaus gelangten, um so größer und stärker wurden die Schollen. Oftmals gewahrten wir, daß sie in zwei oder gar drei Schichten übereinander lagen. Da hatten sich über die geborstene Eisdecke des Sees die Schollen geschoben, die mit den befreiten Flüssen gekommen waren, und dieser ganze schwere, graue, schwärzlich angelaufene Panzer über dem Leib des Sees hob und senkte sich und knisterte zuweilen leise wie von gewaltigen, ruhigen Atemzügen eines Schlummers in der völligen Stille.

Als die Sonne aufging, rasteten wir das erstemal und stärkten uns mit einem Imbiß. Boot an Boot und darin Bank an Bank saßen wir und ratschlagten. Da der Wind an jenem Morgen von Südosten geweht hatte, mußten wir ihn weiter nördlich suchen, meinten wir beide, denn wo die Strömung ihre Kraft verloren, hatte sicher der Wind den Weg der Scholle beeinflusst. Und wenn die Glocken am zweiten Feiertag nachmittags noch in Hörweite geklungen hatten, konnte er ja doch jetzt schwerlich mehr als doppelt soweit hinausgelangt sein. Wenn er nun überhaupt in die Weite gelangt war und nicht in die Tiefe ... Und wenn er überhaupt noch am Leben war, denn wir hatten ja heute schon den vierten Tag, seitdem er ...

Ja, es war nicht anders möglich: wenn wir von Piirim sprachen, mußten wir auch von der Kirche sprechen. Und nun erhielt ich einige Erklärung, die Makari mir bisweilen stockend und scheinbar mit dem Absuchen des Eisfeldes beschäftigt, gab. Ich versuchte, nur nach all dem zu fragen, was für die Möglichkeit daß er alle diese Tage und Nächte lebend überstanden hatte, wichtig sein konnte. Hatte er einen Pelz angehabt, als er ... ja, als er ... sich ohne daß jemand von uns darum wußte, in der Kirche aufhielt? Nein. Sie hatten am Nachmittag gezecht und auf ein gutes Gelingen getrunken, und mit den Querrhölzern, Schrauben, dem Bohrer und anderem kleinen Gerät hatte er sich später auf den Weg gemacht, um eine günstige Gelegenheit abzapassen und sich auf dem winzigen Chor zu verstecken, von dem aus man auch in den Turm gelangte."

„Mit Querrhölzern und Schrauben ...?“

„Ja, die Pföcke im Schlüsselloch hatten ja nichts genützt, und da er sich in den Kopf gesetzt hatte, daß die Kirche nicht mehr geöffnet werden sollte, hatte er sich ausgedacht, sie von innen her mit quer über die Pforten geschraubten Hölzern bei allen Eingängen zu verschließen. Er hatte vierzöllige Schrauben mitgenommen. Das hätte sicher eine ganze Weile gedauert, und dann hätte er sich vielleicht hingelegt und seinen Rausch ausgeschlafen, denn tüchtig getrunken hätte er gehabt.“

Und dann war er also der Gefangene seiner eigenen Untat geworden und hatte im letzten Augenblick nicht den Mut oder Geistesgegenwart genug gehabt, vom Turm hinunter zu springen ...

Alles das war so unglaublich, daß ich unwillkürlich aufsprang.

„Barmherziger, sei ihm gnädig!“ sprach ich. „Du hast durch den Mund deines Dieners gesagt, daß du geduldig bist und von großer Güte, daß du nicht immer hadern noch ewiglich Zorn halten willst, daß du nicht nach unseren Sünden mit uns handeln und uns nicht nach unserer Missetat vergelten willst. Lehre ihn fürchten, Herr, wie du gesagt hast, dann ist deine Gnade nicht ferne, und erbarme dich dieses Kindes, wie du dich aller erbarmst, die dich fürchten!“

Und als ich das gesprochen hatte, gewahrte ich zum ersten Male, daß Makari, der stumm auf seiner Bank gesessen hatte, das Kreuz über sich schlug. Dann schien er es eilig damit zu haben, daß wir wieder aufbrachen.

Vielleicht, dachte ich im Stillen, hat Gott eine Seele zum Leben erweckt, als er eine andere heimbefahl. Unsere Glieder waren steif geworden vom Dsitzen, trotzdem wir die Pelze angezogen hatten. Uns beiden begannen die Schenkel zu schmerzen von dem gleitenden, immer sichernden Schritt auf den schlüpfrigen Schollen. Der Himmel war von einem dünnen, weißlichen Gespinnst bedeckt, in dem die Sonne wie das weißeste aller weißen Flaumknäuel erschien. Aber das Wetter hielt sich. Wir bogen weiter nach Norden zu ab und stiegen immer häufiger auf die Bank unserer Boote, aber wir sahen nichts, was unsere Aufmerksamkeit erregt hätte. Am Mittag hielten wir eine längere Rast und erwogen noch einmal, wie die vernünftliche Trift der Schollen gewesen sein könnte. Und wir wußten uns keinen besseren Rat, als weiterzugehen, uns aber nicht zu trennen. Nach der Mittagsrast legten wir unseren Weg wieder mehr nach Norden.

„Vielleicht ist sie zu den heiligen Vätern nach Walaam geschwommen, die Kirche“, meinte Makari einmal.

„Dort sind keine heiligen Väter und Mönche mehr“, belehrte ich ihn. „Die sind seit dem Winterkrieg weggezogen. Was wird dort schon sein! Ein Grenzwachtkommando vielleicht, und nicht einmal das. Der ganze See gehört ja nun zu unserer Seite.“

„Ja“, meinte Makari, und das klang bedauernd.

Ich fühlte die lange, zögernde Dämmerung des Frühlings hereinbrechen, aber ich sagte nichts, und vielleicht ging es Makari ebenso. Wir schoben unsere Boote, wir ruderten, wir stakten. Ich gewahrte schwere Schatten der Müdigkeit um Makaris Augen. In der Wende zum Abend, als er wieder einmal auf die Bank gestiegen war, schrie er mit einemmal laut auf.

Ich zuckte zusammen und kletterte torkelnd in mein Boot und stieg auf die Bank. Etwas Schwarzes, was kein Baum und kein Wurzelstock war! Ja, es schien sich zu regen! Wir sprachen kein Wort, wir sprangen aus den Booten, begannen in der Richtung darauf zu schieben. Schneller, immer schneller, keuchend, schweißüberströmt, ohne Unterlaß, als gelte es jede Minute. Und dann sahen wir, was es war: das erste Lebewesen seit unserem Aufbruch, ja, ein Hirsch, der aufs Eis hinausgeraten war, vielleicht um bei einer Wake zu trinken, wie es die Tiere taten, und der mit dem Eis abgetrieben war, ohne zurück zu können. Erschöpft, im Verenden, mit vereistem Fell, das blutig war nach einem Sturz oder nachdem er einmal am Eis festgefroren war, als er

gelegen hatte. Bei unserem Nahen hob das entkräftete Tier noch einmal das Haupt mit dem stolzen Geweih und stöhnte dumpf und versuchte, sich aufzurichten. Aber das vermochte es nicht mehr. Einer seiner Vorderläufe schien gebrochen zu sein. So lag es da, nur noch lebendig in seinem Kopf, in dem das ganze verlöschende Leben sich gesammelt zu haben schien. Wir betrachteten es, und ich nickte: ja... als ich Makari an seinem Puukko nesteln sah, um den Qualen ein Ende zu machen.

Er tat es geschickt, glaube ich — ich sah nur, wie er sich von hinten her an das Tier heranschlich.

Wir wanderten noch mehr als eine gute Stunde weiter, bis der erste Stern am Himmel erschien. Und als wir uns gerade auf einer Scholle befanden, von der wir meinten, sie könnte uns noch ein paar Wochen tragen, schlugen wir unser Nachtlager auf. Und hier erst, gestehe ich, dachte ich zum erstenmal an die Unrigen daheim. Wir breiteten Pelze und Decken aus, stülpten die Boote um, daß wir im Windschutz sitzen und liegen konnten, zündeten ein sparsames kleines Feuer an und wärmten uns; aßen und tranken etwas von dem, was wir mitgenommen, Makari rauchte. Darüber wurde es dunkel. Mit der Dunkelheit schien der Wind strenger und kälter zu werden, und der Atem unter dem gewaltigen Panzer, auf dem wir nächtigten, schien tiefer und voller zu gehen. Davon knisterte und knarrte das Schuppenhemd der Schollen, Glied mahlte an Glied und erzeugte ein betäubendes einförmiges Geräusch, in dem die ganze Stille zu schwingen schien, ja, ohne das es sie gar nicht geben mochte. Über uns flackerten die Sterne mit grünlichem Feuer.

Wir saßen still da, Makari war die Zigarette zwischen den Lippen erloschen. Als ich einmal aufstand, schreckte er zusammen und fragte verwirrt, was es gäbe. Da erst merkte er, daß er geschlafen hatte.

„Es wird Zeit für uns“, sagte ich.

„Ja“, murmelte er. Dann stand er auf und ging rund um unser Lager, stopfte hier ein Bündel Papier in eine Ritze und zog dort die Pelze dichter zusammen — mehr aufs Geratewohl denn nach einem Plan, denn es war schon so dunkel, daß er kaum etwas sah.

Dann setzte er sich auf sein Boot. Er schien vor sich hinstarren und schwieg. Zündete noch eine Zigarette an, warf sie aber bald wieder weg. Eine Weile senkte er den Kopf, als lauschte er auf die Atemzüge des Sees. Dann wieder blickte er sich wie furchtsam nach allen Seiten hin um.

„Wie tief ist der See, Vater?“ fragte er mit einemmal.

„Nun, ich denke einige hundert Meter“, antwortete ich.

„Und wie dick ist das Eis, Vater?“

„Wir haben es ja gesehen, drei Meter vielleicht.“

Er schwieg geraume Zeit. Ich spürte seine Angst bis zu mir.

„Und wie hoch ist... wie hoch ist... wie hoch war unser Kirchturm?“

„Acht oder zehn Meter, glaube ich.“

Lange Zeit herrschte Schweigen. — „Und er ist nicht gesprungen!“ murmelte er dann.

Wieder hörte und sah ich ihn lange Zeit nicht, und wieder fragte er dann wie die Nacht selbst: „Vater, können Sünden vergeben werden?“

Ich ließ ihn eine Weile warten. Jeder von uns stand für sich, dem anderen mehr zu ahnen, als zu erkennen.

„Weißt du denn, was Sünden sind, Makari?“

„Ja, ich glaube wohl“, meinte er zögernd.

„Dann bist du also doch ein halber Christ gewesen“, sagte ich.

„Ich? Nein, ich glaube nicht, ach nein...“

„Nun wohl, ein Kind des Alten Bundes. Du wußtest, daß du sündigst und dich damit von Gott abkehrtest, denn ohne Gott gäbe es keine Sünde. Aber du kannst ein Christ werden im Glauben an den Neuen Bund und den, der ihn geschlossen hat. Und um seines Kreuzes und seiner Auferstehung und seiner Herrlichkeit zur Rechten des Vaters, des Allmächtigen willen können deine Sünden dir vergeben werden.“

„Dann vergib mir meine Sünden!“

„Nein. Nicht ich. Gott — durch mich. Aber sag mir, ob du bereust!“

„Ja...“ murmelte es im Dunkeln.

„Komm her zu mir!“

Er kam.

„Sage mir, ob du von ganzem Herzen bereust, von ganzer Seele, ob du um Vergebung bittest im Namen Jesu Christi, zu dessen Anbetern, als dem Sohne Gottes des Allmächtigen, du von ganzem Herzen gehören willst, als ein treues Kind unserer wahrhaft rechtgläubigen Kirche! Sprich!“

„Ja, Vater!“ sagte er. Und ich sprach ihn los und bekreuzigte ihn.

Dann legten wir uns schlafen.

Wir wachten etliche Male in der Nacht auf und lagen auch meistens nur im Halbschlaf. Die Kälte und das beim Liegen soviel vernehmlichere Gurgeln und Brausen des Wassers unter uns setzten uns hart zu. Einige Male riß es gewaltsam im Eis, und wir lagen wie auf einen lang verhallenden Donner gebettet. Als der Morgen graute, waren wir flink auf den Beinen und stampften uns warm, bevor wir etwas aßen und tranken. Zum ersten Male geschah es, daß ich Makari Gottes Friede bot, und er errötete bis unter das Haar hinauf.

„Sei im Frieden Gottes auch ohne Furcht“, sagte ich später zu ihm. „Er ist das Einzige, worin man keine Angst mehr auf dieser Welt zu haben braucht!“

„Ich merke es“, sagte er.

„Woran merkst du das?“ fragte ich.

„An Euch selber, Vater“, erwiderte er. „Ihr wart der erste und der einzige, der ihn suchen wollte, Pitirim, meine ich.“

„Aber der zweite bist du gewesen. Ich habe schon recht, daß du die ganze Zeit ein halber Christ gewesen bist. Und was die Angst betrifft, mein Freund — ich hatte auch Angst. Barmherziger! Ich hatte Angst, als ich am Strande stand und so recht sah, womit ich's aufnehmen wollte. Auch Christus hat einmal Angst gehabt, mein Lieber.“

Wir waren fertig und brachen auf. Die Sonne stieg eben über den Saum des Horizontes, in dessen dunklerer Schattenlinie man sich einbilden konnte, noch den Wald zu erkennen. Wohin sollten wir? In dieser grenzenlose Öde, in der uns nichts mehr als das verlassene Lager einen Anhaltspunkt bot, tauchte diese Frage zum ersten Male beunruhigend auf. Nach einigem Überlegen beschlossen wir, unsere gestrige Richtung beizubehalten, mit der Zeit aber mehr nach Westen und Südwesten zu gehen und endlich ... Ja, es stand uns klar: mit diesem Bogen wollten wir wieder zurückkehren nach Haus. Hatten wir ihn heute bis Mittag nicht gefunden, dann traten wir den Heimweg an.

Eine halbe Stunde später hielt Makari zum ersten Male an und bestieg die Ruderbank. Stand und reckte sich und spähte — ich sah es mit der Zeit seiner Haltung an, daß er nichts fand. Schweigend kletterte er aufs Eis zurück.

„Nichts“, sagte er nach einer Weile. Dieses einzige Wort tropfte nach. Und dann blieb es still. Das Eis wurde schlechter. Viele kleine Schollen nebeneinander wie Fünfrubelstücke aus alter Zeit und kaum so groß, daß sie einen sicher trugen, aber auch kein offenes Wasser zum Rudern. Dazwischen, wie ein Feld zwischen kleinen, zerstückelten Gärten, wieder einmal eine große Scholle, auf der wir sicher ausschreiten konnten. Und dann mit einemmal ein breiter Riß, der sich meilenweit dahinzuziehen schien und genau so breit war wie unser Boot lang. Eine seltsame Grenze. Beginn von hier an ein neues Reich? Es glich dem alten ebenso sehr, wie eine von den kleinen Schollen der anderen glich. Vielleicht wurde es hier ein wenig kälter, das mochte sein.

Makari hielt inne und wischte sich mit seiner Mütze die feuchte Stirn. Uns beiden schmerzten die Augen, wir glaubten vom Schweiß, aber es war die Weiße des Eises, die uns brannte. Dann stieg er ins Boot und betrat die Bank. Im selben Augenblick tat auch ich das, ich weiß nicht, warum. Wir standen, keines einzigen Wortes fähig, nur mit einem so starken Gefühl von Schwindel, daß wir beinahe gleichzeitig polternd von unseren Bänken strauchelten — dicht bei den Resten unserer Kirche! Jetzt, wieder auf dem Eise stehend, sahen wir sie sogar. Wir hatten vorhin nur nicht aufgepaßt. Ein wenig weiter zur Linken, als unsere Marschrichtung gewesen war, lag ein wirrer Haufen Planken und Balken, halb auf dem Eise und halb aus dem Wasser einer Wake ragend ...

Wir würgten vor Erregung, ich sah es auch bei Makari. „In Gottes Namen!“ flüsterte ich und steuerte mein Boot auf das dunkle Gewirr zu. Und noch einmal schoben wir keuchend nebeneinander her. Ich sah, wie bei Makari die Adern auf der Stirne anschwellen und sein Gesicht sich verzerrte. Das Eis war schlecht. Der Himmel prüfte uns noch so nahe vor dem Ziel. Wieder kam ein Augenblick, da wir uns nur dadurch retteten, daß wir uns bäuchlings nach vorn auf das Boot warfen, wie glühend der Schmerz uns auch durchzuckte, weil unsere Kleidung nicht viel von dem Schlage abging. Wir arbeiteten uns weiter, als müßten wir unser Leben retten und nicht das eines anderen. Aber wir kamen näher. Wir überblickten das Gewirr von Balken, Goldleisten, Bildern, Brettern, das von unserer Kirche übriggeblieben war und sich hier so unsagbar armselig ausnahm. Aber wir sahen keinen Menschen.

„Pitirim!“ schrie da unversehens Makari, „Pitirim!“

Keine Antwort. Niemand zeigte sich.

Es kam ein Stück offenes Wasser. So dicht vor dem Ziel mußten wir noch einmal die Boote vorsichtig zu Wasser lassen, hineinspringen, rudern. Wir waren so erregt, daß wir alles zweimal tun mußten, und immer noch fiel uns wieder hin, was wir zur Hand nahmen. „Pitirim!“ schrie Makari noch einmal, im Boot stehend, bevor er es jenseits des Wassers wieder aufs Eis zog, „Pitirim!“

Und da, barmherziger Gott! kriecht aus den Trümmern eine Gestalt hervor. War das ein menschliches Wesen? Eine torkelnde Gestalt, mit den Händen fechtend, als versuchte sie, sich an der Luft festzuhalten, und ein farbiges, ein rotes Meßgewand flattert um die torkelnden Schritte, die wild rudern den Arme. So taucht die Gestalt auf, so läuft sie umher. Wohin? Uns entgegen? Ja, ... nein, ... sie hat gehört, aber sie sieht uns nicht, sie irrt ziellos umher ... „Pitirim!“ schreit Makari noch einmal, und noch nie hatte ich einen Menschen so schreien hören, „Pitirim! Halt ...! halt ...!“

Im selben Augenblick aber verschwand die Gestalt, als wäre sie wie ein glühendes Lot durch Wachs geschmolzen, und wir hören offenes Wasser schlagen und ein Gurgeln und Lallen ...

Ich weiß nicht, wie es zugeing, aber wir haben ihn herausgezogen, wie er da, das Gesicht schon unter dem Wasser, in jener Wake hing. Ja, er hing. Das Messegewand der freudenreichen Auferstehungs- und Pfingstzeit hielt ihn schwimmend. Die Luft darunter wölbte den brokatdurchwirkten, steifen Stoff zu einem Buckel auf seinem Rücken, und daran hing er noch in dieser Welt, als sein Leben schon beinahe entflohen war.

Ja, was haben wir nicht alles mit ihm getan! Zuerst legten wir ihn einfach wie einen Toten in eins der Boote und schoben ihn, so schnell wir nur vermochten, auf eine größere Scholle, die uns ganz sicher schien. Dann behandelten wir ihn wie einen Ertrunkenen, und er gab auch viel Wasser von sich. Wir zogen ihn aus bis auf die Haut; was wir nicht schnell genug abstreifen konnten, schnitten wir mit dem Messer weg. Wir rieben seine Haut mit Schnee. Wir trockneten ihn, daß wir meinten, gleich müßte die Haut sich wie Rinde abschälen. Wir bewegten seine Arme und Beine, wir rissen die Ruderbank aus einem der Boote, legten das mit unseren wärmsten Pelzen aus, kleideten ihn von neuem mit unseren Sachen an und betteten ihn, bei den Schultern und Beinen zupackend, ins Boot hinein. Da lag er nun, leblos, und wir, zu beiden Seiten kauern, hatten ihn zwischen uns wie in einer Wiege. Aber dieses Kind schien zum Todesschlaf in die Wiege gelegt.

Mit einem Male kam mir ein Gedanke. Ich ergriff seine Hand unter dem Pelz und suchte nach dem Pulsschlag. Ich konnte ihn nicht fühlen. Ich entblößte mühevoll seine Brust, die wir eben erst mit allen wärmenden Kleidern, die wir besaßen, bedeckt hatten; Makari neigte das Boot auf meine Seite, ich beugte mich hinunter und legte das Ohr auf sein Herz ... Irgend etwas klopfte, aber ich wußte schon nicht mehr, ob es mein eigenes wild pochendes Herz war oder Pitirims. Nein, lacht mich aus, aber ein Mensch weiß in der nächsten Nähe des Lebens oder des Todes nicht mehr, wo der Schlag seines eigenen

Herzens endet und ein anderes Herz zu schlagen anfängt. Ich wurde nicht klug daraus. Und so machten wir uns auf den Heimweg.

Wieviel bedeutete das von dort aus, wo wir standen!

Ich zögerte, ich zauderte, umzukehren, wie ich einst gezaudert hatte, aufzubrechen, ich stand da und betrachtete auf eine Steinwurfweite immer wieder, was einmal unsere Kirche gewesen war: im ganzen geweiht und im einzelnen doch so vergänglich. Und als hätte die Kirche auf ihren Diener gewartet, geschah in jenen Minuten etwas, was keiner von uns beiden zu fassen vermochte. Vor unseren Augen begann der wirre Haufen der Trümmer mit einem Male wieder zu leben. Die Bretter fingen an, sich zu verschieben, der Balken, einige stellten sich empor, die Bilder richteten sich auf und stürzten — all dieses lautlos, wie uns schien. Es stäubte ein wenig, und dann waren der Trümmer mit einem Male weniger geworden, und das Häuflein sank wie von einer unsichtbaren Hand eingeebnet zusammen.

Ich hatte nur Tränen und setzte mich, schwach geworden, auf mein Boot.

Wie lange ich so dasaß, weiß ich nicht. Makari war es, der mich weckte. Er kam zu mir und hielt mir, über beide Hände gelegt, das rote Messegewand der freudenreichen Zeit hin, da der Tod überwunden ist, der Triumph des Auferstandenen verkündigt und der Geist der Liebe und der Wahrheit ausgegossen. Das Gewand war schwer von Wasser und dunkel geworden. Aber wie Sonne und Wind es trocknen und wieder hell wie Herzblut glühen lassen würden, so würde auch meine Trauer besänftigt werden, und ich konnte dem Geist vertrauen, der des Menschen Mund fröhlich macht, und der ihn wieder jung werden läßt wie einen Adler.

„Nehmt Ihr das, Vater?!“ sagte Makari.

Und ich stand auf und nahm das Gewand der Freude und der gewissen Zuversicht. Alsdann traten wir den Heimweg an.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als Pitirim das erste Zeichen des Lebens von sich gab. Und hatten wir vordem geglaubt, daß er alles Wasser von sich gegeben hätte, das er geschluckt, so wurden wir eines anderen belehrt. Das Schütteln und Rumpeln des Bootes, das wir abwechselnd vor uns herschoben, hatte dieses heilsame Erbrechen gefördert. Wir mußten Halt machen und ihn versorgen und ihm trockene Kleider anziehen. Wir konnten sie uns nur selber vom Leibe ziehen, denn unser Vorrat war dahin. Abermals einige Stunden, und er gab ein kaum hörbares Stöhnen von sich. Wir hatten ohnehin rasten müssen, denn es war um die Mittagszeit, und taten das jetzt. Dabei flößten wir ihm zum ersten Male ein Getränk ein. Noch aber hatte keiner von uns seine Augen offen gesehen. Wir kürzten die Rast für uns ab, ohne auch nur mit einem einzigen Wort übereingekommen zu sein. Wir hatten den gleichen Gedanken: so schnell wie nur möglich nach Haus zu kommen. Wenn wir stehenblieben, geschah es nur, um die Boote ins Wasser zu schieben oder sie aus dem Wasser aufs Eis hinaufzuziehen oder um Pitirims Hände zu befühlen, die Stirn — uns zu vergewissern, daß wir nicht einen Toten vor uns herschoben. Nein, das taten wir nicht. Er lebte. Aber dieses Leben wurde von einer Heftigkeit, die uns noch mehr erschreckte als die vermeintliche Leb-

losigkeit früher. Mit jeder Stunde schien uns sein Körper wärmer zu werden, und nichts war willkommener. Aber als die Lippen nicht mehr blau waren, sondern rot, öffnete sich der Mund zu keuchenden Atemstößen, und das Kinn fiel hinunter wie bei einem Sterbenden, die Zähne bleckten entblößt, und aus der Tiefe der Brust stieg ein Stöhnen und Gurgeln, das immer hohler und rasselnder klang. Man konnte es jagen nennen, was wir taten. Schneller als wir konnten Menschen, die ein schweres Boot vor sich herschoben, einfach nicht das Eis überqueren. Einmal brach ich ein, wollte mich bäuchlings nach vorn werfen, aber das Boot schnellte unter mir weg, und ich hing, an dem sich neigenden Bord klimmend, im Wasser, das mir bis über die Knie reichte, bis Makari mich eingeholt hatte und mich befreite. Da waren meine Füße und Beine auch schon so starr wie aus Holz. Und dann holte die Nacht uns ein.

Wir waren vor ihr weggerannt, so weit wir vermochten — in Wirklichkeit ihrer Feste im Osten entgegen — aber dann umschlang uns der Mantel ihrer Finsternis doch. Als wir Wasser von Eis nicht mehr zu unterscheiden vermochten, mußten wir stehenbleiben. Und wir wußten nicht: war es eine große, oder war es eine kleine Scholle? Würde sie sich während der Nacht spalten? Würde sie von einer anderen bezwungen und unter Wasser gedrückt werden? Nichts wußten wir. Wir hatten es zu spät werden lassen, als daß wir hätten wählen können, wo wir den Morgen abwarten wollten. Das einzige, was uns übrig blieb, war: daß wir die Boote miteinander vertäuten, damit sie unter keinen Umständen getrennt werden konnten, und uns nebeneinander in einem von ihnen unter einer Decke ausstreckten. Das taten wir auch. Aber keiner von uns wußte, wann er schlief und wann er auf den keuchenden, röchelnden Atem aus dem anderen Boot lauschte. Und dies war die längste Nacht meines Lebens. Ich war so müde, daß ich nicht dachte, nicht betete. Ich lebte nur mit den Ohren: lauschend, und mit den Augen: suchend, wann endlich das Dunkel sich lichten würde. Und endlich, endlich wurden sie mit dem leisesten Grau, das sich einschlich und den ebenmäßigen Mantel der Finsternis faltete, daß die Eisschollen und die Waken sich voneinander schieden, belohnt. Da brachen wir auf. Als es hell geworden war, grüßte uns der Saum der Wälder am Ufer und gab uns neue Kraft. Sprechen miteinander — das taten wir längst nicht mehr. Der Dritte sprach für uns, im Fieberwahn. Ungeformt und unbegreiflich, aber es war eine Zunge, bei der uns das Entsetzen überrieselte. Bald die einer ringenden Menschenseele, bald das Geheul einer Meute von Dämonen. Seine Hände waren zu Fäusten geballt, daß die Knöchel weiß durch die Haut schimmerten, und hämmerten rastlos die Luft, während der Schaum ihm blasig um die Lippen stand. Dieses Angesicht stundenlang vor Augen, diese Fäuste stundenlang gegen uns geballt, diese Reden stundenlang gegen unsere Ohren gehalten — ohnmächtiger als ohnmächtig eilten wir dem Ufer entgegen.

Am späten Vormittag langten wir an. Wie die Träumenden. Man hatte uns schon geraume Zeit kommen sehen, und alles was Beine hatte, war unten am Strand zusammengelaufen. Über unsere Sinne war ein barmherziger Schleier gebreitet. Mein Weib stürzte mir entgegen und schloß mich in die Arme, das weiß ich. Ich sagte zu ihr: „Nimm ihn auf als deinen Sohn!“

Die Meinen traten auf mich zu. Sie schüttelten mir die Hände, sie küßten mir die Hand, sie fragen aufgeregt durcheinander, ich aber bin wie taub, ich nehme Makari beim Arm. Wir wollen gehen, man soll Pitirim hinauftragen. Jemand sagt, man sollte die Ambulanzbahre aus der Kinderkrippe des Orts-sowjets holen, ... oder die Totenbahre, das ist näher!" ruft ein anderer.

Aber ich schüttelte den Kopf und wehrte ab, nein, nein, und da eilen ein paar Beherzte zum nächsten Schuppen, heben eine Tür aus und kommen mit der als Bahre zurück.

„Nimm ihn auf als deinen Sohn!“ sagte ich noch einmal zu meinem Weibe, und sie nickt mit von Tränen der Freude verklärten Augen.

Wir gehen, Makari und ich.

Wie im Triumphzug brachten sie uns Pitirim, das ganze Dorf, wir saßen noch so, wie wir uns hatten niederfallen lassen am Tisch. In Tagen und Nächten hatten unsere Augen sich ausgestarrt an der Wüste des leeren Eises — jetzt, da wir wieder in unserer vertrauten Umgebung waren und bekannte Gestalten und Gesichter sich um uns drängten, sahen wir sie nur wie Schemen. Wir wollten etwas trinken, aber wir vermochten nichts in unseren Händen zu halten, ja, nicht einmal die Hand zu öffnen, die für alle Zeiten in jenem krampfhaften Griff um das Boot erstarrt zu sein schien, den sie so viele Stunden ununterbrochen gefaßt. Und wie arbeitsgewohnt unsere Hände auch gewesen waren — jetzt erst sahen wir, daß sie zu unförmigen Klumpen aufgeschwollen und mit wässrigen Blasen bedeckt waren. Abgestorben, fremd, ohne Gefühl des Zusammenhanges mit uns lagen sie da auf dem Tisch.

Unser Haus besaß eine Küche und zwei Kammern. In eine der Kammern trugen sie Pitirim, zogen ihn aus, betteten ihn warm. Aber dessen hätte es gar nicht bedurft. Er selber war wie ein glühender Ofen. Seine Lippen waren ihm von der Glut des Fiebers verdorrt, und die Augen hatten einen milchigen Glanz, wie Sterbende in den ersten, dünnen Schleiern der Wolken, in denen sie auslöschen werden — wenigstens für unser Gesicht. Etliche von dem vertrauten Umgang meines Weibes waren mit hineingekommen und halfen ihr bei dem Kranken, während draußen noch viel Volks versammelt war und miteinander sprach und die Kinder sich vor den Fenstern drängten. Wir saßen derweil in glücklicher Vergessenheit.

Erst als der Kranke versorgt war, kamen die Frauen zu uns und halfen uns dabei, uns der Stiefel zu entledigen, die keiner von uns mit eigenen Händen je hätte von den Füßen bekommen können. Und bei den ersten Schritten auf Strümpfen taumelten wir wie Trunkene und mußten uns an den Wänden entlang tasten zur Kammer. Doch keiner von uns dachte an Schlafen. Als wir uns gereinigt und die Kleider gewechselt hatten, saßen wir stumm da und lauschten auf die Rede, die das ganze Haus erfüllte, heftiger bald und bald ersterbend, in einem Gurgeln und Röcheln ganz und gar unverständlich. Was aber Pitirim nun sprach, machte alles andere vergessen, was er früher in seinem Leben gesagt. Und als mein Weib mir versprochen, ihn wie einen Sohn aufzunehmen, hatte sie nicht mehr versprochen, als sie jetzt Stunde um Stunde in geduldiger Fürsorge und liebender Pflege auch hielt. Wir aßen, wir tranken.

Wir saßen da am Tisch mit aufgestützten Armen, vielleicht schliefen wir auch mitunter ein. Und wir warteten. Am Nachmittag wurde der Kranke unruhiger, während zugleich sein Bewußtsein wiederzukehren schien. Mein Weib bat mich endlich, nach ihm zu sehen. Makari und ich gingen hinüber in die Kammer. Die Frauen blieben bei der Tür. Und wie ich Pitirim nun dort liegen sah, mit dem von Schweiß gedunkelten roten Haar, das mich sogleich wieder an das von Wasser schwere und gedunkelte rote Meßgewand denken ließ, dem bleichen, spitz und raubvogelhaft gewordenen Gesicht, in dem nur etliche große, rote Fieberflecken glühten, wie Male nach dem Schlag einer Hand, die keiner von uns je gesehen oder gekannt, mit Händen, die sich bald zur Faust schlossen, bald öffneten und nicht mehr die Luft hämmerten, sondern rastlos an der Decke nestelten, unter der er lag, als wäre sie ihm zu schwer, als wollte er sich von ihr befreien — da erschien er mir so fremd und weit entfernt, daß ich wußte, er würde nie mehr zurückkehren.

Das Beängstigende für uns alle war, wie er atmete. Von Zeit zu Zeit fiel der Kiefer wie bei einem Leblosen hinunter, und ein scharfes Pfeifen aus seiner Brust war bis an die Tür vernehmlich. Seine Ellenbogen bohrten sich in das Lager, die Hände, die sich im Krampf ballten, richteten sich langsam in die Höhe, und der ganze Oberkörper steilte sich auf und spannte sich in einer Brücke von äußerster Anstrengung, die nur auf seinen spitzen Schultern ruhte, während sein Gesicht sich zugleich bis ins Unkenntliche verzerrte.

Ich setzte mich auf das Bett neben ihn. Ich ergriff seine Hand — Barmherziger! was hätte ich darum gegeben, diese Not lindern zu können! Doch sie wich allmählich, wie sie jäh gekommen war.

„Pitirim!“ sage ich, „erkennt du mich? Pitirim! Pitirim!“ — Ich rief viele Male vergebens.

Laß mich hinaus! glaubte ich sein Keuchen deuten zu können, als der Atem ruhiger ging. Und später noch einmal, ganz deutlich, allen verständlich: Laß mich hinauuuus! Nun wußten wir, wo er immer noch war. Aber vielleicht meinten wir das nur zu wissen. Als der Nachmittag zu Ende ging, irrte sein gefangener und umnachteter Geist durch die Jahrtausende, durch die das Heil zu uns gekommen ist, und rechte mit Ahimelech, dem Priester, daß er ihm von dem geweihten Brote gäbe.

„Warum, warum“, stöhnte er, „soll ich nicht von den Schaubroten essen? Ich habe Hunger, ich habe Hunger . . . ich habe sie nicht angerührt, Marfa . . . Gib mir die Brote! Laß mich hinaus!“

„Er wird die geweihten Brote in der Kirche gegessen haben, als er hungrig wurde, und Gott fordert Rechenschaft“, flüsterte eine von den Frauen bei der Tür. Ich nickte. Wenn es ihm doch das Brot des Lebens geworden wäre! dachte ich traurig.

„Schließen?“ heulte er langegezogen, und es war das Schauerlichste, was er bislang geschrien. Und dann, nach vielen Anstrengungen, ein Wort zu formen, die vergeblich blieben, kam noch einmal, so flehentlich, daß mir die Tränen in die Augen stiegen, eine letzte Bitte: . . . hinaus! . . .

Was er jetzt noch sagte, ging in dem Rasseln unter, mit dem seine Brust um Luft rang und einen blutigen Schaum über seine ausgedorrten, wie hornigen Lippen schickte. Die Hände auf der Decke griffen ziellos um sich, endlich war es nur noch ein Zucken, und auch das erlahmte. Als ihm das Kinn das nächste Mal auf die Brust sank, war kein Leben mehr da, das ihm den Mund wieder schloß. Aber dafür standen seine Augen jetzt offen und waren, da er wohl endlich hinausgelangt war, voll von einer staunenden, glanzlosen Leere...

*

Uns blieb noch soviel Zeit gewährt, daß wir ihn in den Sarg legen und drei Tage und drei Nächte die Evangelien für ihn lesen konnten. Das alles geschah in meinem Hause. Auch das Totenamt ward dort vollzogen, und das Begräbnis geschah von dorthier. Es war, als hätte er nirgend sonst Freunde besessen in seinem Leben, als bei denen, die er verfolgt hatte. Die Panichiden hielt ich dort nicht mehr. Bald nachdem der klirrende und rassende Zug der Eisschollen auf dem Tuulosfluß aufgehört hatte, begannen die Panzerwagen der Armeen bei ihrem Aufmarsch zur Grenze zu rollen, und die große Straße am See war jetzt wie der Fluß einst. Und da wir nach soviel Wundern am Himmel und Zeichen auf Erden den großen und offenbaren Tag des Herrn nahe herbeigekommen wähten, verließen wir unser Dorf, in dem die Aushebungen schon große Lücken unter den Meinen gerissen hatten, und zogen, als der Frühling in seiner Blüte stand, in den Wald. Denn dieser neue Krieg war ebensowenig unsere Sache, wie unsere Seite die rechte war, vielmehr verlangte uns alle, in denen der Geist des Herrn am Werke war, nur seine Zeugen zu sein bis ans Ende der Erde."

*

Dies war Vater Tichons, des Flößers, Erzählung von der Kirche zu Tuulos, die von den Zeichen auf Erden hinweggenommen ward, als die Wunder am Himmel den Geist der Pfingsten auf die Gemeinde ausgossen. Ich fragte ihn nach Makari, und er berichtete, daß er Makari seit jener Suche auf dem Eise zu seinen Treuesten zählte. Er sei mit ihm und allen anderen Überlebenden der Gemeinde hierher gekommen. Zwei Tage, nachdem er mir diese Geschichte erzählt, kam der Bescheid, der die ganze Gemeinde unter Vater Tichons Führung nach Norden in die großen Wälder und an die großen Ströme aufbrechen ließ, bei denen alle ihre verlassene Heimat wiederzuerkennen meinten. Daß die Schrift erfüllt werde, sei aber nachgetragen, daß sie — und ich mit ihnen — so leben, wie geschrieben steht:

„Alle aber, die gläubig waren geworden, waren beieinander und hielten alle Dinge gemein.

Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nachdem jedermann not war.

Und sie waren täglich und stets beieinander einmütig im Tempel und brachen das Brot hin und her in Häusern, nahmen die Speise und lobten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen und hatten Gnade bei dem ganzen Volk. Der Herr aber tat hinzu täglich, die da selig wurden, zu der Gemeinde."

Film-Rundschau

Am Ende ist es doch so, daß wirklich erst ein versierter Annalenschreiber des deutschen Films kommen muß, der dann so in 50, 60 Jahren etwa feststellt, daß sich die deutsche Filmproduktion zwischen 1946 und 1948 die größte künstlerische, erzieherische und technische Chance hat entgehen lassen, die einer so jungen Kunst jemals geboten worden ist; wie gesagt, vielleicht wird es dann eingesehen werden. Heute jedenfalls predigt man mit derart alarmierenden Feststellungen tauben Ohren. Da setzen sich die Produzenten mit den Hausangestellten an den Diskussionstisch; da werden Umfragen veranstaltet und Wünsche notiert; da wird die politische Meßlatte, da wird das moralische Badethermometer geschwungen; da gibt es Kontrolloffiziere und Zensurbehörden, Filmklubs und Kinobesitzerverbände, kirchliche Bedenken und pseudokünstlerische Protestschreie. Was aber kommt dabei heraus? Filme? Wirklich ernst zu nehmende Leistungen? Künstlerische Erfolge? Nein; Parteimanifeste, verwässerte Magermilchprodukte, bestenfalls: Filmchen. Hanneiores Weg in die Zukunft, Klein Moritz und die Sozialisierung, Lachendes Glück, Sonne über den Zechen, Thusnelda durch sechs, Mister X prellt die Wallstreet. Aus; damit hat sichs. Der anspruchslose „Schlager“. Die abgenagte Schablone. Das „bewährte“ Rezept. Nur kein Neuland; nur keine Besonderheit: Gags, Episödden, launige Einfälle. „Bloß keine revolutionierenden Stoffe!“ „Bloß keine neuen Ideen!“

Bitte: wo ist der mutige deutsche Antikriegsfilm? Wo ist der sauber und ohne Scheuklappen gedrehte deutsche Heimkehrerfilm? Wo ist die deutsche Filmsatire? Wo ist das deutsche Lustspiel mit doppeltem Boden? Wo sind die deutschen Filme, die das Thema „Einzelner und Masse“, „Furcht oder Freiheit“, „Terror und Menschlichkeit“ so erregend gestalteten, wie es diese Stoffe heute verlangen? — Es gibt sie nicht. Der Filmspießer schläft. Und die Produzenten sind die ärgsten Spießer; denn ihr Schlaf wird obendrein noch bezahlt.

Und was könnte heute auf filmischem Gebiet bei nur einigem künstlerischen

Instinkt nicht alles gewagt und geleistet werden. Aber das ist es eben: wir haben kaum Filmkünstler. Und die wir haben, die haben wieder keinen Instinkt; sie vertrauen lieber der Profitwitterung der Produzenten, da fahren sie sicherer. Der Weltmarkt; die Ungeduld des Auslandes auf entscheidende deutsche Filmaussagen; die Notwendigkeit, den deutschen Film aus der Schlammsphäre verkuppelter Parteitendenz, tändelnder Zeitblindheit hinaufzuheben in die Bezirke wirklicher Kunst: all das kümmert sie wenig.

Wenn man bedenkt, daß Filme wie „Und über uns der Himmel“ und „Film ohne Titel“ in ihrer geradezu sträflich leichtsinnig und verlogenen behandelten Grundthematik als erste deutsche Nachkriegsfilme ins Ausland verkauft wurden — man könnte verzweifeln. Es ist vielleicht gut, es einmal auszusprechen: bis jetzt gibt es überhaupt nur drei Filme, die wert und geeignet wären, deutsches Nachkriegsfilmschaffen im Ausland zu repräsentieren. Das sind Staudtes „Mörder sind unter uns“, Maetzig's „Ehe im Schatten“ und Hilpert's „Herr vom anderen Stern“. Weder Käutners „In jenen Tagen“ (zuletzt auch nur in — wenn auch gediegenes — Kunstgewerbe umgesetzte Vergangenheit) noch Klarens an sich interessantes, aber völlig mißlungenes „Wozek“-Konglomerat — von den übrigen etwa 2½ Dutzend Durchschnitts- und Unterdurchschnittselaboraten ganz zu schweigen — wären auch nur annähernd für ähnliche Missionen geeignet.

Und dabei ist alles schon vorgezeichnet; es wäre weiter nichts notwendig, als an eine längst stabilisierte Tradition anzuknüpfen bzw. sie folgerichtig und entsprechend den heutigen technischen Vervollkommnungen weiterzuentwickeln. Erinnerung man sich doch nur der ersten ernst zu nehmenden Tonfilme vor der Nazizeit. Denke man doch, um es zu konkretisieren, nur einmal an die von G. W. Pabst vor nun gut 17 Jahren verfilmte „Dreigroschenoper“. Diese hat jetzt der russische Sovexportfilm (allerdings mehr aus politisch-propagandistischen, als aus filmhistorischen Erwägungen) in seinen Verleih genommen. Hier

war noch einmal zu sehen, was für einen 'Vorsprung' wir hatten, wo wir standen und — wo (nach dem Auffliegen der „Reichsfilmkammer“ nämlich) hätte angeknüpft und konsequent weitergegangen werden müssen. Das war deutscher Filmstil. Verpaßt, vorbei; die neudeutschen Machwerke tun, als hätte es nie eine schon 1931 gedrehte „Dreigroschenoper“ gegeben; ein Streifen, der bereits alle heutigen französischen Milieufinessen in beispielhafter atmosphärischer Verdichtung vorwegnimmt. Ich sagte: Stil. Welches unserer Nachkriegsprodukte hatte denn seinen eigenen? Sie haben „Haltung“, gewiß; sie haben „Charakter“, faustdick sogar; aber Stil — Stil haben sie nicht. Diese „Dreigroschenoper“ hatte ihn; sie war aus einem Guß. Brecht zwar — das war deutlich zu erkennen — hat seinen Prozeß gegen ihre verzerrenden Verfilmer nicht umsonst angestrengt; denn von ihm: seinen aufrüttelnd frechen Songs, seinem ganzen eigentlichen Anliegen, war in diesem Film nicht mehr viel übriggeblieben; aber es war eben doch endlich mal wieder ein Film.

Alles hier war optisch-bildhaft erfaßt; jede Figur stand als festgefügt Ganzes in ihrem eigenen, unverwechselbaren Rahmen; nichts hier war Zufall, nichts unecht oder verbogen; alles stimmte und „saß“. Inhaltlich allerdings ließ sich das nicht sagen. Die „Beförderung“ z. B. von Mackys Bandenmitgliedern zu befrackten Aufsichtsräten ist ein arger faux pas und hat weder mit der Brechtschen Diktion noch mit den ausgezeichneten ersten zwei Dritteln des Films noch etwas zu tun. Auch die — übrigens recht spärliche — Wiedergabe einiger weniger und auch nur der harmlosesten Songs hatte lange nicht den erregenden Atem, denen Brecht und Weill ihnen ursprünglich eingehaucht hatten. — Rudolf Forster gab dem Macky zu viel Schmissig-kavalierhaftes. Macky ist Canove, kein Oberst der Reserve. Bei Forster meinte man dauernd die Verdienstkreuze klappern zu hören. (Ich glaube, zum Macky Messer taugt bei uns richtig wohl nur Gründgens.) Interessant war auch das Wiedersehen mit der vielbewunderten und fast noch mehr geschmähten Valeska Gert und mit Carola Nehrer, der später unter mysteriösen Umständen in Rußland ums Leben gekommenen Gattin Klabunds.

Gut wäre nun, wenn sich, von der künstlerischen Frische dieses 17jährigen Strei-

fens beeindruckt, Verleiher fänden, die den Mut (so muß man das ja heute wohl schon wieder nennen) aufbrächten, mehrere ältere Filme, oder wie das die jetzt ausgebrannte „Kamera“ und die frühere „Kurbel“ in Berlin taten, ausschließlich alte Filme zeigten. Vielleicht, daß dann auch allmählich das Publikum, durch solche Vergleichsmöglichkeiten angeregt, endlich von der Fadenscheinigkeit und Substanzlosigkeit der deutschen Nachkriegsfilmproduktion zu überzeugen wäre, und so doch noch die Handvoll Avantgardisten und Experimentierer vom Schlage Staudtes und Hilpert's die Oberhand gewinnen.

Was uns Deutschen in diesem Zusammenhang am wenigsten liegt: der „satirische Film“. Unsere sogenannten „satirischen“ Filme sind nicht zufällig immer nur „Lustspiele“. Lustspiele nämlich rutschen, Lustspiele gehen einem ein; Satiren dagegen pflegen sich — in den deutschen Kehlen wenigstens — meist quer zu stellen. Sie sind unbequem, man kriegt sie nicht runter, sie bleiben stecken. Das ist natürlich recht anstrengend, und man geht ihnen daher neuerdings gern aus dem Wege.

Das gilt übrigens nicht nur vom Publikum, sondern auch von den Filmleuten. Jedenfalls sind mir außer dem aber auch restlos danebengegangenen, tendenziös überladenen, stocksteifen Versuch der DEFA „Chemie und Liebe“ sowie dem viel zu verträumt und zaghaft zu Werke gehenden Versuch Staudtes „Die Abenteuer des Fridolin B.“ keine weiteren satirischen Ansätze im heutigen deutschen Filmschaffen bekannt. Und doch — allein unsere jüngste Vergangenheit — welche eine unerschöpfliche Fundgrube Tränen-drüsen und Lachmuskeln gleichermaßen strapazierender Stoffe. Aber wo sind sie, die Film-Kästner, die Zelluloidband-Tucholskys? Man komme nicht und sage, es gebe sie nicht. Es gibt sie; sie sitzen verängstigt unter den Bänken des in seiner „Pietät“, seiner verkalkten Spießbürgerlichkeit gekränkten Publikums und trauen sich aus Angst vor Pfiffen und Fußtritten nicht hervor.

Denn soviel steht fest: Michel hat kein Organ für die Lächerlichmachung ehemals hingenommener Institutionen. Er schnappt ein, wenn seine Schwächen seziert werden; er zieht sich die Zipfelmütze über die Augen, wenn man ihm die „Straßen des Sieges“ als Holzwege demonstriert.

Das war wieder einmal deutlich an Hilberts sauberem Versuch „Der Herr vom andern Stern“ zu beobachten. Dieser Film hat gewiß manche Schwäche. Er hat z. B. die Möglichkeiten seines herrlichen Themas (ein Bewohner eines anderen Sternes gerät in Kollision mit unseren irdischen Unzulänglichkeiten, die er z. T. glänzend ad absurdum führt) nur zu ganz geringen Teilen ausgeschöpft. Aber es gibt Szenen in ihm — so die grotesk-gespensische auf dem verregneten Kasernenhof, in der, sollte man meinen, dem preußischen Exerzierhammel endgültig der Star gestochen worden ist —, die in ihrer brennenden Aktualität, ihrem Mut, im noch lange nicht erkalten Feuer zu stochern und es so, nach dem Fanal einer lächerlichen Stichflamme, endgültig verflackern zu lassen, haargenau ins Schwarze treffen. So genau, daß die Unbehaglichkeit des Premierenpublikums deutlich zu spüren war. Oder die in rücksichtslosen Totalen gezeigte Absurdität des Gefolgschaftswahns, diese verzückt den Phrasen eines flachstirnig-parteilpolitischen Berserkertums lauschenden Massengesichter, die tumultuarische Empörung danach, als derselbe Redner, eben der „Herr vom andern Stern“, das Manuskript der Rede fein säuberlich zusammenfaltet und das Ganze für ausgemachten Blödsinn erklärt. Wie gesagt, solche Szenen sind Glanzbeispiele einer Satire, wie sie uns Deutschen heute löffelförmig eingetrichtert werden müßte.

Aber leider gelingt Hilbert und seinen beiden Drehbuchautoren auch mit diesem Film keine Dauerbehandlung; es dauert immer nur Minuten. Die Hypertrophie der Bürokratie, der Wahnsinn eines auf Miniaturübermenschentum und Massensuggestion aufgepfropften Staatsgebildes, die Idiotie des Kriegsführens — all das ist in erstaunlich einprägsamen Einzelszenen und ohne den geringsten Respekt vor den finster brütenden Ja-Sagern und empörten Mitläufern im Parkett angepackt worden. Aber es sind eben doch auch nur wieder Teilstrecken, die hier so hundertprozentig gelungen sind. Aus diesem Stoff hätte viel mehr herausgeholt, hier hätte viel tiefer geschürft werden müssen. Am sinnfälligsten wurde das in dem Dialog zwischen dem General und dem ihm jetzt als Rekrut gegenüberstehenden Herrn vom andern Stern. Der General brütet über einer „Humanisierung“ des Kriegsführens, und sein Partner kann diesen

grotesk-bestialischen Überlegungen nichts anderes entgegensetzen als die sattsam bekannten und bis zum Überdruß durchgeleierte Phrasen der heute gängigen Salonpazifisten. Hier war zwar das Messer richtig angesetzt, auch der Schnitt saß, aber was eben nicht reichte, war das Gegenmittel, war der Verbandstoff. Schneiden allein ist hier eben zu wenig. Dann lieber, ehe man den Patienten verschnupft und kopfscheu macht, lieber noch etwas warten. Mit einem geschlossenen Geschwür läuft es sich bekanntlich immer noch leichter als mit einer offenen Wunde. Man sollte sich wirklich in solchen Fällen stets erst des Verbandszeugs, der Heilsalbe versichern und dann erst den Schnitt tun.

Was im übrigen zwischen den oben angedeuteten Höhepunkten dieses Films lag, war Deutsches, Allzudeutchestes. Er mußte sich natürlich, so rührselig wie möglich, in ein kleines Mädchen verlieben, der Herr vom andern Stern; und es fehlte auch nicht der artig abwartende Nebenbuhler mit Vorfahrtsrecht. Die Architektur war originell, doch zu kalt, zu flächig, oft verloren sich die Akteure wie in einer Eiswüste in ihr. Ausgezeichnet und mit großer Sorgfalt besetzt waren die Chargen. Heinz Rühmann, fraglos gereift und warmer Menschlichkeit fähiger denn je, schien mir jedoch seiner ganzen Wesenshaltung nach eher aus Kötzenschenbroda denn von einem andern Stern zu stammen. Daß ich es aber noch einmal betone: dieser Streifen ist mit seinem Mut, den Daumen auf so manche, nur scheinbar verharschte Wunde deutscher Unfehlbarkeit zu legen, mit das Beachtlichste, was bei uns an Satirischem gemacht worden ist. — Hilbert tat den ersten Schritt. Wer folgt ihm? Wer geht weiter?

Es gab noch einen deutschen Film zu sehen. Die DEFA brachte ihn heraus, und er war so gefroren, lahm und verlogen wie nur je. „Grube Morgenrot“ hieß er, und es ging in ihm um die Sozialisierung einer Kohlengrube. Um es vorwegzunehmen: er war — und das soll begrüßt werden — völlig ohne Atelier gedreht und zeigte Untertageaufnahmen von bezwingender Realität. Auch die Regiearbeit muß anerkannt werden; solche Detailaufnahmen wie die des langsam splitternden Querbalkens sagen mehr als zehn einstürzende Stollen in der

Totale. Auch die schauspielerischen Leistungen waren recht ordentlich zum Teil. Und — um auch das noch zu erwähnen: selbst der Dialog war (eine Seltenheit bei DEFA-Filmen) akzeptabel; allerdings auch nur formal. Inhaltlich troff er, zumal im ersten und letzten Drittel, nur so von FDGB-Propaganda und strahlenden Zukunftsträumen einer lichtäugigen (Film-) Bergmannschaft. Nachdem gezeigt war, wie das Großkapital den Arbeiter ausbeutete (und so war es ja wirklich), wurde „bewiesen“, wie es nun heute „ist“ (und so ist es gar nicht). Ich zitiere die Illustrierte Filmrevue: „Es gibt keine Generaldirektoren mehr ... Die Gruben werden jetzt für immer in der Hand des Arbeiters bleiben.“ Jetzt wissen wir's also: Nicht der russische Staatskapitalismus, sondern der wackere deutsche Bergarbeiter ist Herr der Gruben der sowjetischen Zone. Wahrscheinlich sind auch die Uranbergwerke Eigentum der deutschen Arbeiterschaft, und die Zwangsarbeitsverpflichtungen für jene finden deshalb statt, weil es noch zu wenig Eigentümer gibt. — Es ist doch immer wieder interessant zu beobachten, was man uns Deutschen alles vorsetzen kann.

Wenden wir uns etwas Erfreulicherem, wenden wir uns den Franzosen zu. Sie führten uns, unverständlicherweise wieder nur in einer einzigen Sondervorführung, Maurice Tourneurs „Volpone“ vor. Der Film ist nach der auf Ben Johnsons Komödie zurückgehenden Bearbeitung Jules Romains' vor gut 10 Jahren gedreht, hat aber nichts an Charme und gleißender Frische eingebüßt. Volpone (Harry Baur spielt ihn spitznasig und mit Nachthaube unter einem bewundernswerten Maß an Selbstverleugnung), Volpone, der eulenspiegelhafte venezianische Geizkragen, will seine Gläubiger bluffen und mimt Todesbereitschaft. Alles klappt, die Gläubiger werden Freunde, die Freunde Brüder, die Brüder Spender, einer gibt sogar seine Frau — da kommt Volpone auf eine neue Idee. Er setzt seinen Diener Mosca (Louis Jouvet hat ihm sein ausdrucksstarkes Geierprofil geliehen) auf einen Tag testamentarisch zu seinem Haupterben ein; pro forma, zum Jux nur, versteht sich. Auch das gelingt und wird ein Hauptspaß. Doch da will Mosca plötzlich nicht mehr in seine Dienerrolle zurück. Volpone, der begaunerte Gauner, begreift zu spät. Er ist geprellt. Er hat Mosca selber sein Erbe vermacht und muß abtreten. — Der Film war ohne jede

Großaufnahme gemacht, wodurch der Eindruck der Commedia del arte fast völlig gewahrt wurde. Technisch bemerkenswert waren vor allem seine zauberhaft zarten und geschmackvollen Überblendungen. Die Schauspieler konnten ihr angeborenes Komödiantentum bis in die letzte Phase entfesseln: es war eine reine Freude, zu sehen, mit welchem Furor hier allein gestikuliert und mimisch „gesprochen“ wurde. Unnütz zu erwähnen, daß der Dialog dem an Leichtigkeit, Schliff und letzter Präzision in nichts nachstand. — Ein bißchen Angst konnte man lediglich vor dem Mangel an Menschlichkeit, an Wärme und innerem Beteiligtsein seiner Schöpfer bekommen; man fror hin und wieder bei all diesen ganz zuletzt eben doch beängstigend „objektiv“ registrierten Späßen. Aber, ich bin nicht sicher, vielleicht falle ich mit diesem Einwand einer Zeiterscheinung zum Opfer.

Aus England kam diesmal wieder mal etwas Buntes. Ein Farbfilm, der fürchterlich war. Schon „Cäsar und Kleopatra“ war farblich nicht zu ertragen; hier nun gar hätte man vor den verwässerten farblichen Dissonanzen, den kreischenden Gelbs, Blaus und Grüns auf und davonlaufen mögen. Warum experimentiert man sowas nicht hinter verschlossenen Türen? Warum nur immer gleich aufs Forum mit diesen mißratenen Wechselbälgen? So erstaunlich es klingt: um den Inhalt dieses Streifens war es noch schlimmer bestellt. Dem Titel entsprechend, dreht es sich um „Zwei Welten“. Die eine war die zu kolonisierende schwarze, die andere die kolonisierende weiße. Die Engländer haben uns, wenn wir nur an „Bosambo“ denken, gezeigt, was ein guter Kolonialfilm ist. Der hier war nicht mal ein schlechter; er war ein schauerlicher. Ein europäisierter Orang, Utang von Neger wird erst — warum, bleibt unerfindlich — in London klavierspielend gezeigt. Dann fliegt er mit dem neuen Distriktsbevollmächtigten in seine afrikanische Heimat und läßt sich hier vom Mediziner seines Stammes einen Schrecken nach dem andern einjagen. Dieser Distriktsbevollmächtigte ist der Fortschritt in Person; weiter aber auch nichts. Er quartiert, unterstützt von einer womöglich noch unbedeutenderen Filmärztin, Negerstämme um. Schließlich auch den des klavierspielenden Orang Utangs. Wegen der Tsetsefliege. Wegen des Drehbuchs. Es ist viel von Aberglauben und bösen Geistern die

Rede. Und der negroide Angstschweiß tropfte nicht knapp. Die Neger waren ein gräßliches Konglomerat von mit europäischen Augen ausgewählten Kompartiments. Ich bin überzeugt, was Thorold Dickenson, der Regisseur, einem hier als festgefügt „Stamm“ präsentierte, hat in Wirklichkeit nie eine Dorfgemeinschaft gebildet, diese Typen waren kläglich nach europäischen Gesichtspunkten zusammengestoppelt. Warum hat man sich nicht einen wirklich rassigen Negerstamm gesucht und die Neger sich selbst spielen lassen? Jeder Afrikaforscher kann bestätigen, daß diese „Wilden“ die grandiossten Schauspieler sind — sobald sie sich nur selber darstellen. Ein bißchen verschönte die Syndronisation. Sie hatte in Österreich stattgefunden. Es war nun äußerst reizvoll zu vernehmen, wie diese schwarzen Bwanas ein einwandfreies Weanerisch sprachen.

Zum Schluß noch etwas Kultivierteres. „Das Ei und ich.“ Hier ging es um die Verfilmung eines amerikanischen Best-

sellers, der harmlos hingeplauderten Geschichte einer Frau, deren Mann den Hühnerfarmspleen kriegt. Im Vorspann war von einer Meisternovelle die Rede; aber hier muß es sich im Gedanken an Kleist wohl um ein Mißverständnis gehandelt haben. — Das Ganze bot zwar im wesentlichen nichts Neues und war nach den für ähnlich gelagerte Fälle sattem bekannten burschikos-erdhaften Hollywood-Rezepten gemixt, die auch, wenn man sie zum hundertstenmal serviert bekommt, zur Not noch zum Lachen verführen; im übrigen war jedoch wieder einmal eine Schar ungekünstelter, sympathischer Menschen und ausgezeichnete schrulliger Käuze zu sehen. Neu und wirklich zwerchfellerschütternd allerdings war ein Tanzfest der Farmerfamilien. Dieses zu sehen lohnte den ganzen Film, der sonst außer manchen Längen und einigen empfindlichen Brüchen im Drehbuch, lediglich ein Klamaukkompendium alten Stils abgab.

Wolfdietrich Schnurre

Literarische Rundschau

Kampf und Leiden

Leider zwingt auch hier die Raumschwierigkeit dazu, wichtige und gehaltvolle Bücher kurz anzuzeigen. Vorausgesetzt seien grundlegende Werke, die sich mit der Hitlerzeit beschäftigen. Da ist besonders hinzuweisen auf „Die Nürnberger Dokumente“, Studien zur deutschen Kriegspolitik 1937 bis 1945, die Peter de Mendelssohn herausgab (Hamburg, Wolfgang Krüger Verlag, 9,— RM). Peter de Mendelssohn schrieb diese Studien im Januar und Februar 1946 vor Abschluß des Nürnberger Prozesses. Er gibt ausschließlich Dokumente, die von der britischen und amerikanischen Anklagebehörde im Zusammenhang mit den beiden Punkten der Anklageschrift „Gemeinsamer Plan oder Verschwörung“ und „Verbrechen gegen den Frieden“ benutzt und vorgelegt worden sind. Er schrieb seine Studien in englischer Sprache, die Übertragung ins Deutsche machte Dr. Walter Lenz. Das Buch ist

in fünf Abschnitte gegliedert: I. Der große Plan, II. Von Otto bis Alarich, III. Unternehmen Seelöwe, IV. Felix und Isabella, V. Fall Barbarossa. Der Verfasser hat sich in seiner gründlichen und eindringlichen Art eine eigene Methode der Behandlung geschaffen, die in der Verbindung einer rein chronologischen Wiedergabe und der Aufteilung in einige Hauptabschnitte besteht. Dadurch gewinnt die sonst leicht ermüdende Lektüre von Dokumenten noch so aufregenden Inhalts eine große Lebendigkeit, die durch die faksimilierte Wiedergabe verschiedener besonders wesentlicher Dokumente unterstützt wird. In der „Deutschen Rundschau“ brauchen wir zur Klarstellung der Bedeutung dieser Veröffentlichung nur darauf hinzuweisen, daß der Abschnitt „Unternehmen Seelöwe“ vor Erscheinen des Buches hier abgedruckt worden ist.

Ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der psychologischen Vorgänge, die das grauenvolle Geschehen ermöglicht hat, ist das Buch von Thomas Aich

„Massenmensch und Massenwahn“ (München, Verlag Bayerische Union). Der Untertitel nennt diese Schrift einen Beitrag zur Psychologie des Kollektivismus, wodurch allein schon die Aktualität des Buches bewiesen ist. Es handelt sich um eine gründliche Arbeit, die Erkenntnisse vermittelt, und der Verfasser hat sich bemüht, einschlägige Schriften zu verwerten, wobei wir nicht immer mit seinem Urteil über die einzelnen Autoren zugeschriebene Bedeutung übereinstimmen können. Sein Streben nach Objektivität soll anerkannt werden. Unsere Erkenntnis der Massenpsychologie, für die ein für allemal die Schriften von Gustave Le Bon und Ortega y Gasset maßgebend bleiben, wird nicht entscheidend vertieft. Da aber die Arbeiten dieser beiden Autoren, wie so viele andere unentbehrliche Bücher, dem großen deutschen Lesepublikum nicht zugänglich sind, ist die Schrift als wertvoll zu bezeichnen.

Die Vorgeschichte der Hitlerschen Angriffskriege behandelt Anna Siemsen in ihrer Schrift „Spanisches Bilderbuch“ (Düsseldorf, Komet-Verlag). Es ist das Buch einer überzeugten Sozialistin, der auch die historischen Zusammenhänge und die national-ökonomische Seite vertraut sind. Daß ihre Sympathien ganz auf der Seite der Kämpfer gegen den Diktator Franco liegen, ist verständlich. Dieser Umstand hätte sie aber hindern sollen, die authentisch belegten Greuel der Revolutionstruppen gegenüber der katholischen Geistlichkeit mit Stillschweigen zu übergehen. Der zweite Teil, der dem mehr systematischen ersten Teil folgt, wirkt durch die persönliche Stellungnahme sehr lebendig, unterstreicht aber die stark subjektive Einstellung.

In der Schriftenreihe „Dokumente und Geschehen aus den 12 Jahren“ ist als Heft 1 erschienen: Theodor Groppe „Ein Kampf um Recht und Sitte, Erlebnisse um Wehrmacht, Partei und Gestapo“ (Trier, Paulinus-Verlag). Groppe ist als Generalmajor im Frühjahr 1933 verabschiedet worden, da er wegen seiner Weltanschauung für das Heer des künftigen nationalsozialistischen Staates als nicht tragbar erschien. Bald nach seiner Verabschiedung wurde er wieder eingezogen und hat versucht, im Heer selber den Kampf gegen den Nationalsozialismus zu führen.

Die Partei drängte stets auf seine Entfernung und setzte es durch, daß Groppe ständig in andere bedeutungslosere Stellungen kommandiert wurde. Zum 1. Oktober 1939 sollte er wegen seiner religiösen Haltung verabschiedet werden, was nur durch den Kriegsausbruch verhindert wurde. Nach dem 20. Juli wurde er verhaftet und ins Gefängnis in Darmstadt eingeliefert, von wo er im Januar 1945 nach der Festung Küstrin abtransportiert wurde. Wir wollen festhalten, daß der General Meisel, der zusammen mit dem General Burgdorf Feldmarschall Rommel zum Selbstmord zwang, auf Groppes Einlieferungsschreiben an die Festungskommandantur Küstrin einen handschriftlichen Vermerk setzte: „Er verdient nach Sachlage keine gute Behandlung“. Die beigegebenen Dokumente und die Schilderung seiner Erlebnisse entsprechen den vielen gleichartigen Erlebnissen anderer. Sie sind besonders wertvoll durch die absolute Zuverlässigkeit der Aussagen Groppes und ein neuer Beweis dafür, daß es auch unter der Generalität einzelne aufrechte Männer gab, die nach ihren Kräften und den militärischen Möglichkeiten Widerstand geleistet haben.

Besondere Bedeutung kommt dem Buch von Erich Roßmann, dem bisherigen Generalsekretär des Länderrates, zu: „Ein Leben für Sozialismus und Demokratie“ (Tübingen, Rainer Wunderlich Verlag). Er hätte es auch nennen können „Ein Kampf für Freiheit und Menschenrechte“. Roßmann wurde nach dem 20. Juli 1944 verhaftet und ins Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert. Der erste Abschnitt seines Buches behandelt das historische Vorfeld des deutschen Faschismus, der zweite das Konzentrationslager Sachsenhausen, der dritte das Ende. Erstmals war Roßmann schon 1933 verhaftet worden und hatte monatelang die Qualereien im Konzentrationslager Heuberg zu ertragen. Roßmann spricht von seinen eigenen Erlebnissen und erlittenen Qualereien und Leiden mit Zurückhaltung und versteht es, alles in die großen Zusammenhänge einzuordnen. Aber gerade die geübte Zurückhaltung erweist die Lauterkeit dieses mutigen und klugen Mannes, der vollen Anspruch auf unsere Achtung hat. Eine unentbehrliche Zusammenstellung der Taten eines der jämmerlichsten Tage des Naziregimes ist die von Richard

Drews und Alfred Kantorowicz herausgegebene Schrift „Verboten und verbrannt“ (Berlin, Ullstein-Kindler-Verlag), in der die Autoren aufgeführt werden, deren Bücher am 10. Mai 1933 verbrannt wurden. Alle Autoren, deren Bücher als „Schmutz und Schund“ auf den Scheiterhaufen geworfen wurden, befanden sich in der besten Gesellschaft. Was man der deutschen Literatur antat, beweist eine Zahl: 250 Schriftsteller mußten verstummen oder emigrieren, darunter beste Namen deutscher Literatur. Eine summarische Bibliographie bringt im Anhang die Namen von Dichtern, Schriftstellern und Publizisten, die emigrierten, illegal tätig waren, Schriftverbot erhielten oder dem Gefängnis oder dem Konzentrationslager anheimfielen.

In seinem „Memorial“ wendet Günther Weisenborn sich an die Nachwelt, die in 100 oder 500 Jahren von einer Zeit lesen wird, die dann dem Verständnis der Menschheit hoffentlich völlig unbegreiflich erscheinen wird als ein trauriges Kapitel der Weltgeschichte (Berlin, Aufbau-Verlag, 9,30 RM). Weisenborn hat einen sehr persönlichen Stil für dieses Memorial gewählt und macht es dem Leser nicht ohne weiteres leicht, ihn zu verstehen. Aber eine Vertiefung in dieses zugleich dokumentarische und dichterische Buch lohnt sich wahrlich, schon allein wegen der noblen Art, wie Weisenborn seiner Mitkämpfer und der als Opfer gebliebenen Kameraden gedenkt.

Er erscheint als besonders berufen, Deuter des tiefsten Sinnes jener Zeit zu werden. In seinem „Memorial“ stellt er immer ein Stück seines Erlebens in den Händen der Gestapo, im Gefängnis und im Zuchthaus einem Stück des wirklichen Lebens gegenüber, des Lebens in Freiheit. Jeder, der unter den gleichen Bedingungen leben mußte, wird diese Anordnung ganz verstehen. Um die Möglichkeit des Widerstandes und des Sichbewahrens aufrecht zu erhalten, mußte man in Gedanken rückwärts leben, um die Werte nicht zu vergessen, die das wahre Leben birgt und die uns als unverlierbaren Besitz Kraft gaben. Diese Stücke hat Weisenborn in den langen Jahren seiner Haft oft auf Fetzen Papier geschrieben, während er die Stücke aus der Haft nach seiner Befreiung aufschrieb mit einer Zurückhaltung gegenüber den eigenen Leiden, die ihn ehrt. Er versäumt nicht, zu be-

tonen, wie der Schmerz und die Trauer über den Verlust so vieler der besten Kameraden vertieft und erschwert wird durch die grenzenlose Enttäuschung über die Entwicklung nach der Befreiung, die das Schicksal aller deutschen Widerstandskämpfer ist.

Sehr dankenswert ist die Schrift von Friedrich Siegmund-Schultze „Die deutsche Widerstandsbewegung im Spiegel der ausländischen Literatur“ (Stuttgart, Reclam-Verlag). Sie bringt eine gute und bis zu dem Zeitpunkt ihres Erscheinens vollständige Übersicht über das Echo, das die deutsche Widerstandsbewegung in der Literatur des Auslands gefunden hat. Diese Schrift wird in besonderem Maße dazu beitragen, gerade weil sie von einer Persönlichkeit wie der von Professor Siegmund-Schultze kommt, ein tieferes Verständnis für das zu erwecken, was in Deutschland einen Anspruch auf den Namen Widerstand erheben darf.

Eine erschütternde künstlerische Gestaltung hat der Untergang Deutschlands gefunden in den 24 Holzstichen von Karl Rössing „Passion unserer Tage“ (Dietz a. d. Lahn, Aldus-Verlag). Rössing selber schrieb ein ergreifendes Vorwort. Eine Einführung in sein Werk gab Hartmann Goertz. Es ist ein Buch voller Trauer und Tränen, schildert es doch den Untergang einer ganzen Welt! Es gibt die Wundmale dieser sterbenden Welt, und die Bilder sind von schwerer Traurigkeit. Sie ist nun einmal ein Teil unseres Lebens, die Fröhlichkeit kann in einer solchen Passion nicht zu ihrem Recht kommen. Trotzdem aber spricht auch der Trost aus den Blättern, wie ihn nur die Wahrheit eines erlebten Gefühls oder eine gewonnene Erkenntnis hervorrufen kann.

Das Buch von Ruth Andreas-Friedrich „Der Schattenmann, Tagebuchaufzeichnungen 1938 bis 1945“ (Berlin, Suhrkamp-Verlag) gehört in einen hohen Rang. Ruth Andreas-Friedrich begann ihre Aufzeichnungen am 27. September 1938 und faßte den Entschluß, dieses Buch zu schreiben an dem qualvollen Tag, als deutsche Menschen die Gotteshäuser ihrer jüdischen Mitbürger anzündeten. Es ist ein Buch letzter Ehrlichkeit und scheint uns deshalb wichtig, weil hier die Tapferkeit und der Widerstandswille auch der Men-

schen zu eindrucksvoller und glaubhafter Darstellung kommen, die sich nicht eigentlich in die Widerstandsbewegung eingereiht haben. Es dreht sich um das eigene Schicksal und um das von Freunden und Bekannten, jeder bemüht sich, den andern zu unterrichten, in Ablehnung gegen den Nationalsozialismus zu stärken und bei der stets drohenden Verhaftung den andern unter vollem Einsatz zu retten. Es ist ein Ehrendokument für die unbekannten Träger des Widerstands.

Sonderbar farblos bleibt im Gegensatz zu Ruth Andreas-Friedrichs von Leidenschaft und echtem Leben erfüllten Buch die Erzählung von Herbert Eulenberg „Der Zusammensturz“ (Berlin, Aufbau-Verlag, 7,50 RM). Man verliert nicht das Gefühl eines allzu großen Unbeteiligtseins und des Arbeitens mit Typen statt mit wirklichen Menschen, so als ob Eulenberg eine äußere Verpflichtung, aber keine innere Notwendigkeit empfunden hätte, auch zu den vergangenen Jahren Stellung zu nehmen. Weder diejenigen, die den Nationalsozialismus ablehnen und bekämpfen, werden glaubhaft dargestellt, noch solche Typen wie der bis ins letzte unsympathische Sohn übelster nazistischer Offiziersart mit Ritterkreuz, brutaler Streber ohne jedes Gefühl für sittliche Werte, der seinem als Charakter nicht gerade imponierenden Vater, der aber immerhin über eine papierne Menschlichkeit verfügt, sogar mit Anzeige bei der Gestapo droht. Es ist Klischee, nicht Leben.

Wir schließen die Besprechung mit einem eindringlichen Hinweis auf ein Buch, das wir in den Händen von Millionen Deutscher, vor allem junger Menschen, wünschen, weil es einen endgültigen Ausweg aus der Verwirrung der Menschheit von heute einleiten könnte: „Welt ohne Krieg, Ein Lese- und Volksbuch für junge Europäer“, eingeleitet von Axel Eggebrecht, bearbeitet von Otto Gollin (Düsseldorf, Komet-Verlag). Aus umfassender Kenntnis und in sorgfältiger Arbeit ist eine Auswahl von Aussprüchen zusammengestellt worden, in denen sich große und kleinere Geister aller Zeiten zu den ewigen Problemen des Friedens äußern in Prosa, guten und minderguten Versen und Bildern. Die Abschnitte sind: Blutende Erde / Die Heimat im Kriege / Die Stimme der Wahrheit / Der Krieg mit den silbernen Kugeln / Helden ohne Waffen / Wir bauen eine bessere Welt. D.R.

Geschichte

Die Schrift von Karl Korn „1848 — Die verlorene Revolution“ (Berlin, Wedding-Verlag, 4,50 RM br.) ist einer der wesentlichsten Beiträge des Jubiläumsjahres. Mit scharfer und klarer Kritik geht Korn auf die entscheidenden Tatsachen ein, die das Scheitern der Erhebung des Jahres 1848 bedingt haben und bedingen mußten. Er warnt davor, daß dieses Jubiläum Anlaß würde, geschichtliche Tatsachen so mit Festreden zu überdecken, daß man in falschem Traditionsstolz an der Wahrheit vorbeiredet. Die Revolution konnte nicht gelingen, weil es kein politisches Selbstbewußtsein gerade der Deutschen gab, die künftig Träger des nationalen Lebens werden mußten, also in Deutschland alle diejenigen, die aus dem Agrarland ein Industrieland machten. Auch in Zukunft werden alle Versuche, ein gesundes Deutschland zu schaffen, vergeblich sein, wenn man diese grundlegende Tatsache nicht gebührend berücksichtigt. Korn schließt mit den Worten: „Es muß über die Klassenunterschiede Bourgeoisie, Kleinbürgertum, Proletariat hinaus eine Realität des politischen Volkes geben, das die Staatsgewalt in Händen hält und ausübt. Was wir im Jahre 1848 versäumt haben, ist uns unter tragisch veränderten äußeren Umständen heute, hundert Jahre danach, erneut aufgegeben.“

Für die Zeitgeschichte wichtig ist August Winnigs Selbstbiographie „Aus zwanzig Jahren“ (Hamburg, Friedrich-Wittig-Verlag). Er schildert seine Erlebnisse in den letzten zwanzig Jahren, also in der Zeit, als Winnig aus dem Oberpräsidium in Ostpreußen schon ausgeschieden war. Winnig, der von Anfang an dem Nationalsozialismus ablehnend und feindlich gegenüberstand und eine enge Verbindung zu der Unsancta-Bewegung und Pater Georg von Sachsen hatte, trägt aus eigener Kenntnis dazu bei, aus seinen Erinnerungen das Bestehen der Widerstandsbewegung in Deutschland festzustellen. Der Hauptwert seines Buches aber liegt wohl darin, daß hier eine lautere christliche Persönlichkeit von hohem Verantwortungsgefühl Zeugnis ablegt, wie für das „andere Deutschland“ eine Bindung mit dem Nationalsozialismus ausgeschlossen war.

Theodor Heuß hat unter dem Titel „Deutsche Gestalten“

eine große Zahl von Aufsätzen gesammelt erscheinen lassen, die er in den Jahren 1938 bis 1943 für die „Frankfurter Zeitung“ geschrieben hat (Tübingen, Rainer-Wunderlich-Verlag, 14 RM). Es ist ein sehr großer Kreis von sehr verschiedenen Männern, denen er Betrachtungen gewidmet hat. Die Einheit des Buches ist durch die lebendige Persönlichkeit dieses klugen Politikers gegeben. Heuß versteht zu schreiben, verfügt über ein bedeutendes Maß von Kritik und die Fähigkeit zu anständiger Anerkennung. Die Lehre dieses Buches dürfen wir dahin zusammenfassen, daß hier wieder einmal ein Verteidiger des 19. Jahrhunderts, ausgerüstet mit den besten geistigen Waffen, aufgetreten ist, der mit dazu helfen wird, die falsche Legende des zu Unrecht geschmähten und mißachteten Jahrhunderts zu zerstören, eines Jahrhunderts, das in allen Ländern und nicht zuletzt in Deutschland eine Blüte des Geistes bedeutet hat.

Ganz anders ist der Ton in der Sammlung von Aufsätzen von Alfred Kantorowicz „Porträts“, in denen er deutsche Schicksale darstellt (Berlin, Chronos-Verlag). Kantorowicz ist eine ausgesprochene Kämpfernatur und ging, als Hitler kam, in die Emigration. Das Buch beginnt mit einer Würdigung von Carl von Ossietzky und seiner Freunde. Das Porträt von Fritz Giga, des Führers der Pionierkompanie der 13. Internationalen Brigade im spanischen Bürgerkrieg, gilt gleichfalls dem Kampf gegen den Faschismus. Ein weiteres Porträt ist dem Andenken seines Vaters gewidmet, während das Porträt von Wilhelm Firl wiederum in den spanischen Bürgerkrieg führt. Der Beitrag „Alltag in der Emigration“ wurde auf eine Aufforderung von Maxim Gorki geschrieben, die er an Hunderte von Arbeitern, Schriftstellern, Wissenschaftlern, Politikern und andere gerichtet hatte für ein Sammelwerk: „Ein Tag in aller Welt“. Der Stichtag war der 27. September 1935, den Kantorowicz in der Fremde verlebte. Der Artikel kann als gültiges Dokument für das Leben in der Emigration gelten. Das Buch wird abgeschlossen mit der Ansprache, die er 1947 im Deutschen Theater gehalten hat: „Deutschland ruft Heinrich Mann!“

D. R.

Vom Sinn der Ehe

Hermann Muckermanns nicht genug zu rühmendes Buch „Der Sinn der Ehe“, das vor der Hitler-Zeit, die dem Verfasser Verfolgung und ein völliges Schreib- und Redeverbot eintrug, in hoher Auflage verbreitet gewesen ist, ist jetzt in überarbeiteter zweiter Auflage erschienen (Bonn, Verlag der Buch-Gemeinde). Der Untertitel gibt die Gliederung des Buches: Biologisch — ethisch — übernatürlich. Muckermann zeigt in einer fast hymnisch anmutenden Einleitung »Am Schöpfungsmorgen« die gottgewollte Unordnung in Ehe und Familie. Ihr folgt eine von tiefster Erkenntnis getragene Entwicklungsgeschichte der Ehe von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Eine Untersuchung über die Eigenart der Geschlechter und ihre Beziehungen zueinander schließt sich an. Immer wieder wird die Ehe und die Beziehungen der Geschlechter im Licht der Übernatur gesehen. Dann kommen ernste Worte über die Verpflichtung gegenüber den erbiologischen Gesetzen und den Kindern von ihrem ersten Tage bis zur Reife. Als einen der schönsten Abschnitte möchten wir das Kapitel über die entsagende Liebe bezeichnen, in der Muckermann den tiefsten Sinn der freiwilligen Einsamkeit und den Gewinn an Kraft, den man aus ihr gewinnen kann, zum Dienste an allen, herausstellt. Ein hohes Ethos trägt das ganze Buch, aber eine heilige Nüchternheit bewahrt den Naturforscher und Biologen vor dem Sichverlieren im Reich der Ideen. Auch in diesem Buch spricht, wie aus allen Werken Hermann Muckermanns, sehr stark ein künstlerisches Element mit, eine innere Musikalität. Man kann dem Buch nur die weiteste Verbreitung wünschen.

D. R.

Von der Pflicht gegen die Sprache

Das Buch von Dr. Helene Homeyer „Von der Sprache zu den Sprachen“ (Olten, Verlag Otto Walter A.G.) erfüllt in jeder Weise das Versprechen, das im Untertitel enthalten ist: Sprachphilosophie; Sprachlehre; Die Sprachen Europas. Hier schreibt ein Mensch aus einer Generation, die sich noch eine wirklich gründliche Bildung aneignen konnte, wie sie späteren Generationen versagt geblieben ist. Dr. Helene Homeyer kommt von der klassischen Philosophie her und liefert vorbildliche wissenschaftliche Ar-

beit. Sie ist eine treffliche Philologin, zugleich philosophisch geschult und von hohem ethischen Verantwortungsgefühl. Nach Entwicklung der Grundzüge einer Sprachphilosophie ist das 2. Kapitel der Sprachlehre gewidmet mit den Unterabteilungen: Phonetik und Grammatik. Das 3. Kapitel behandelt die gesprochene Sprache: Umgangssprache, Dialekte, Sondersprachen und Quellen der Spracherneuerung. Im 4. Kapitel wird die Schriftsprache untersucht, im 5. die europäischen Sprachen. Ein Anhang bringt das Alphabet und die Untersuchung der europäischen Hauptsprachen, alter wie neuer, und eine instruktive Lauttafel. Dr. Helene Homeyer ist an diese Untersuchung, die wahrlich zu einem unentbehrlichen Handbuch geführt hat, von einer hohen Warte aus herangegangen. Sie ist sich bewußt, daß richtig zu sprechen und die Sprache pfleglich zu hüten, ein Gebot der Sittlichkeit ist. Was sie über die Verbindung von Religion und Sprach-erziehung zu sagen weiß, gehört mit zu dem Besten, was wir hierüber je zur Hand bekommen haben. Sie weist darauf hin, daß eine christliche Sprachphilosophie zunächst einmal die Richtlinien aus der Glaubens- und Sittenlehre herauszuarbeiten hätte. Wie notwendig in unserer Zeit der babylonischen Sprachverwirrung die Pflege und die Beobachtung der Sprache ist, kommt überzeugend zur Geltung. „An jedem geschichtlichen Wendepunkt hat die Sprache die einzigartige Aufgabe, Wegbereiterin und zugleich Weg in eine neue Zeit zu sein.“ Dieses Buch kann wesentlich dazu beitragen, die deutsche Sprache wieder reinzumachen und den geschändeten Worten ihren eigentlichen Sinn wiederzugeben. Interessant ist ihre Stellungnahme zu den Kunstsprachen; die „Deutsche Rundschau“ brachte ja ihren Beitrag über das Basic-English. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß eine jede Kunstsprache, wenn sie auch ethisch zwar nicht wertlos ist, doch wertarm bleibt, und daß nur die lebenden Spra-

chen alle in der Geschichte erworbenen Werte in sich bergen, und daß die europäischen Sprachen die vornehmsten Träger der abendländisch-christlichen Wertordnung sind.
R. P.

Lyrik der Welt

Unter diesem Titel sind zwei Bände erschienen (Berlin, Safari-Verlag). Die Auswahl in dem Band „Ausland“, die Reinhard Jaspert traf, ist geglückt, Zeichnungen von Fritz Jaspert sind beigegeben. Es ist ein Versuch, das wirklich Wertvolle aus allen Kulturen, von Ägypten, Babylon, Arabien und Persien angefangen und durchgeführt für alle Kulturländer unter Einbeziehung auch der Gedichte der primitiven Völker, zu sammeln und es in guter deutscher Übertragung wiederzugeben. Bevorzugt ist das Menschheitsgut, das von deutschen Dichtern eingedeutsch zum geistigen Besitz unseres Volkes geworden war. — Heute jedoch eine Auswahl aus deutscher Lyrik zu treffen, ist immerhin ein gewagtes Unternehmen, da außer den rein ästhetischen Gesichtspunkten bei den zeitgenössischen deutschen Dichtern auch politische Momente zu berücksichtigen sind. Daß Ina Seidel, Hans Carossa und Rudolf G. Binding im zweiten Band „Lyrik der Welt“ nicht fehlen, dagegen erheben wir keinen Einwand. Sie gehören zum organischen Bestand der deutschen Literatur. Daß aber der Herausgeber ein noch dazu schwaches Gedicht von Will Vesper aufgenommen hat, ist ein böser Mißgriff. Will Vesper, ein persönlicher Freund vom „Stürmer“-Streicher, hat es mit seinem Gewissen für vereinbar gehalten, in seiner Zeitschrift während der Hitler-Zeit, als schon die schlimmsten Judenverfolgungen herrschten, immer wieder Juden oder Halbarier, die noch im deutschen Verlag in irgendeiner Stellung arbeiteten, zu denunzieren und hat dabei immer vollen Erfolg erzielt.
D. R.

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Dr. Helmut Lindemann, Hemer, 10. Dezember 1912, Kiel. — Dr. h. c. Otto Braun, Ascona, 28. Januar 1872, Königsberg. — Prof. Dr. Hermann Muckermann, Berlin. — Wilhelm Sternfeld, London, 1. Februar 1888, Unna. — Eberhard Pechel, Zürich. — Edzard Schaper, Zürich.